Leo Trotzki

Geschichte der Russischen Revolution

Oktoberrevolution

Mehring Verlag

Leo Trotzki

Geschichte der Russischen Revolution

Leo Trotzki

Geschichte der Russischen Revolution

Oktoberrevolution

Aus dem Russischen übersetzt von
Alexandra Ramm

Mehring Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Veröffentlicht im Januar 2010
© 2010 Mehring Verlag, Essen
www.mehring-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
Fotomechanische Wiedergabe und Einspeicherung
in elektronische Systeme nur mit Genehmigung des Verlags
Umschlaggestaltung: Klartext Medienwerkstatt GmbH, Essen

Ausgabe als PDF
Band 1 Februarrevolution ISBN 978-3-88634-988-3
Band 2 Oktoberrevolution ISBN 978-3-88634-989-0

Druckausgabe
Band 1 Februarrevolution: ISBN 978-3-88634-088-0
Band 2 Oktoberrevolution: ISBN 978-3-88634-089-7
Gesamtwerk: ISBN 978-3-88634-087-3

Inhalt

Vorwort 7

»Julitage«: Vorbereitung und Beginn 14
»Julitage«: Kulminationspunkt und Zertrümmerung 37
Konnten die Bolschewiki im Juli die Macht ergreifen? 63
Ein Monat der großen Verleumdung 82
Die Konterrevolution erhebt das Haupt. 106
Kerenski und Kornilow 125
Die Staatsberatung in Moskau 145
Kerenskis Verschwörung 165
Kornilows Aufstand 182
Die Bourgeoisie misst ihre Kräfte mit der Demokratie 197
Die Massen unter den Schlägen 219
Die Brandung 240
Die Bolschewiki und die Sowjets 264
Letzte Koalition 280
Die Bauernschaft vor dem Oktober 303
Die nationale Frage 331
Austritt aus dem Vorparlament und Kampf um den Sowjetkongress 355
Das Militärische Revolutionskomitee 377
Lenin ruft zum Aufstand. 407
Die Kunst des Aufstandes 443
Einnahme der Hauptstadt 470
Einnahme des Winterpalais 503
Oktoberaufstand 533
Der Kongress der Sowjetdiktatur 555

Nachwort. 590

Anhang 595
Legenden der Bürokratie 596
Sozialismus in einem Lande? 621
Eine geschichtliche Information zur Frage über die Theorie der »permanenten Revolution« 663

Parteien und politische Gruppen 673
Biografische Anmerkungen 675
Register 679

Vorwort

Russland hat seine bürgerliche Revolution so spät vollzogen, dass es gezwungen war, sie in die proletarische umzuwandeln. Mit anderen Worten: Russland war hinter den übrigen Ländern so weit zurückgeblieben, dass es, wenigstens auf gewissen Gebieten, diese überholen musste. Das mag widersinnig erscheinen. Indes ist die Geschichte voll von solchen Paradoxen. Das kapitalistische England hatte andere Länder so weit überholt, dass es gezwungen war, hinter diesen zurückzubleiben. Pedanten glauben, die Dialektik sei müßiges Gedankenspiel. In Wirklichkeit reproduziert sie nur den Entwicklungsprozess, der in Widersprüchen lebt und sich bewegt.

Der erste Band dieser Arbeit sollte klarmachen, weshalb das historisch verspätete demokratische Regime, das den Zarismus abgelöst hat, sich als völlig lebensunfähig erwies. Der vorliegende Band behandelt die Machteroberung durch die Bolschewiki. Grundlage der Darstellung ist auch hier die Erzählung. Der Leser soll in den Tatsachen selbst einen ausreichenden Stützpunkt für Schlussfolgerungen finden.

Der Autor will damit nicht sagen, dass er soziologische Verallgemeinerungen vermeidet. Die Geschichte hätte keinen Wert, wenn sie uns nichts lehren würde. Die machtvolle Planmäßigkeit der russischen Revolution, die Kontinuierlichkeit ihrer Etappen, die Unüberwindlichkeit des Massenvorstoßes, die Vollendung der politischen Gruppierungen, die Prägnanz der Parolen, all das erleichtert aufs Äußerste das Verständnis für die Revolution im Allgemeinen und damit auch für die menschliche Gesellschaft. Denn man darf durch den gesamten Verlauf der Geschichte als erwiesen betrachten, dass eine von inneren Widersprüchen zerrissene Gesellschaft nicht nur ihre Anatomie, sondern auch ihre »Seele« gerade in der Revolution restlos enthüllt.

In einem unmittelbaren Sinne soll die vorliegende Arbeit beitragen zum Verständnis für den Charakter der Sowjetunion. Die Aktualität unseres Themas besteht nicht darin, dass die Oktoberumwälzung sich vor den Augen der heute noch lebenden Generation vollzogen hat – gewiss ist auch dies von nicht geringer Bedeutung –, sondern darin, dass das aus der Umwälzung hervorgegangene Regime lebt, sich weiterentwickelt und vor die Menschheit immer neue und neue Rätsel stellt. In der ganzen Welt verschwindet die Diskussion über das Land der Sowjets nicht von der Tagesordnung. Indes lässt sich das, was ist, nicht begreifen, bevor man sich nicht darüber klar wird, wie das Bestehende entstand. Für große politische Einschätzungen braucht man die historische Perspektive.

Die acht Revolutionsmonate, vom Februar bis Oktober 1917, haben zwei starke Bände erfordert. Die Kritik hat gegen uns im Allgemeinen den Vorwurf der Weitschweifigkeit nicht erhoben. Der Maßstab der Arbeit lässt sich eher mit der Einstellung zum Material erklären. Man kann die fotografische Aufnahme einer Hand geben: Das füllt eine Seite. Um aber die Resultate einer mikroskopischen Untersuchung der Gewebe einer Hand darzustellen, braucht man einen ganzen Band. Der Autor macht sich keine Illusionen in Bezug auf Fülle und Abgeschlossenheit der von ihm angestellten Untersuchung. Aber dennoch hatte er in vielen Fällen Methoden anzuwenden, die dem Mikroskop näher sind als dem fotografischen Apparat.

In jenen Augenblicken, wo uns schien, dass wir die Langmut des Lesers missbrauchten, haben wir großzügig Zeugenangaben, Geständnisse von Teilnehmern, nebensächliche Episoden gestrichen; aber danach nicht selten vieles von dem Gestrichenen wiederhergestellt. In diesem Ringen um Details leitete uns das Bestreben, so konkret wie möglich den Prozess der Revolution selbst zu zeigen. Undenkbar war es im Besonderen, nicht zu versuchen, den Vorzug restlos auszunutzen, dass diese Geschichte nach der lebendigen Natur geschrieben wurde.

Tausende und Abertausende von Büchern werden jährlich auf den Markt geworfen, um die neue Variante einer persönlichen Liebesgeschichte darzustellen, die Schwankungen eines Melancholikers oder die Karriere eines Ehrgeizigen zu schildern. Prousts Heldin braucht mehrere auserlesene Seiten, um zu fühlen, dass sie nichts fühlt. Man sollte meinen, mindestens mit gleichem Recht Beachtung fordern zu dürfen für kollektive historische Dramen, die Hunderte Millionen menschlicher Wesen aus dem Nichtsein emporheben, den Charakter von Nationen verändern und für immer in das Leben der Menschheit eindringen.

Die Genauigkeit der Belege und Zitate des ersten Bandes wurde bisher von niemand bestritten: Das wäre auch nicht leicht gewesen. Die Gegner beschränken sich zumeist auf Erwägungen über das Thema, persönliche Voreingenommenheit könne sich in künstlicher und einseitiger Auswahl der Tatsachen und Texte äußern. Unbestreitbar an sich, sagt diese Erwägung nichts aus über das gegebene Werk und noch weniger über dessen wissenschaftliche Methoden. Indes erlauben wir uns entschieden zu behaupten, dass der Koeffizient des Subjektivismus bestimmt, beschränkt und kontrolliert wird weniger vom Temperament des Historikers als vom Charakter seiner Methode.

Die rein psychologische Schule, die das Gewebe der Ereignisse als ein Geflecht freier Tätigkeit von einzelnen Personen oder deren Gruppierungen betrachtet, lässt den größten Raum für Willkür, sogar bei den

allerbesten Absichten des Forschers. Die materialistische Methode disziplinier, indem sie verpflichtet, von den schwerwiegenden Tatsachen der sozialen Struktur auszugehen. Grundlegende Kräfte des historischen Prozesses bilden für uns die Klassen; auf sie stützen sich politische Parteien; Ideen und Parolen treten hervor als Umgangsmünze der objektiven Interessen. Der gesamte Weg der Untersuchung führt vom Objektiven zum Subjektiven, vom Sozialen zum Individuellen, vom Kapitalen zum Konjunkturmäßigen. Der Autorwillkür sind hier harte Grenzen gesetzt.

Wenn ein Bergbauingenieur in unerforschtem Gebiet mittels Bohren Magneteisenerz entdeckt, darf man immer einen glücklichen Zufall annehmen: Es empfiehlt sich noch nicht, ein Bergwerk zu bauen. Wenn aber der gleiche Ingenieur auf Grund, sagen wir, von Abweichungen der Magnetnadel zur Schlussfolgerung kommt, in der Erde müssten Erzlager verborgen sein, und dann tatsächlich an verschiedenen Stellen des Gebietes auf Eisenerz stößt, so wird auch der nörgelndste Skeptiker nicht wagen dürfen, dies Zufall zu nennen. Es überzeugt das System, welches das Allgemeine mit dem Einzelfall in Einklang bringt.

Die Beweise für den wissenschaftlichen Objektivismus sind nicht in den Augen des Historikers zu suchen und nicht in dem Klang seiner Stimme, sondern in der inneren Logik der Erzählung selbst: Wenn Episoden, Zeugnisse, Ziffern, Zitate mit den allgemeinen Angaben der Magnetnadel der sozialen Analyse übereinstimmen, dann hat der Leser die ernsthafteste Garantie für die wissenschaftliche Fundierung der Schlussfolgerungen. Konkreter: Der Autor ist in dem Maße dem Objektivismus treu, wie das vorliegende Buch die Unvermeidlichkeit der Oktoberumwälzung und die Ursachen ihres Sieges tatsächlich aufzeigt.

Der Leser weiß, dass wir in der Revolution vor allem die unmittelbare Einmischung der Massen in die Geschicke der Gesellschaft suchen. Hinter den Ereignissen sind wir Veränderungen des Kollektivbewusstseins zu entdecken bestrebt. Wir lehnen summarische Hinweise auf das »Elementare« der Bewegung ab, die in den meisten Fällen nichts erklären und nichts lehren. Revolutionen vollziehen sich nach bestimmten Gesetzen. Das heißt nicht, dass die handelnden Massen sich über die Gesetze der Revolution klar Rechenschaft ablegen; aber es heißt, dass die Veränderungen des Massenbewusstseins nicht zufällig sind, sondern einer objektiven Notwendigkeit untergeordnet, die sich theoretisch bestimmen lässt und damit eine Basis für Voraussicht und Führung schafft.

Einige offizielle Sowjethistoriker haben versucht, so sehr das überraschen mag, unsere Konzeption als idealistisch zu kritisieren. Professor Pokrowski beispielsweise behauptete, dass wir die objektiven Faktoren der Revolution unterschätzten: »Zwischen dem Februar und dem Oktober ging ein

kolossaler ökonomischer Zerfall vor sich ... ; während dieser Zeit erhob sich die Bauernschaft ... gegen die Provisorische Regierung«; gerade in diesen »objektiven Verschiebungen« und nicht in den veränderlichen psychischen Prozessen sei die bewegende Kraft der Revolution zu sehen. Dank einer lobenswerten Schroffheit der Fragestellungen enthüllt Pokrowski am besten die Unzulänglichkeit der vulgär-ökonomischen Erklärung der Geschichte, die nicht selten als Marxismus ausgegeben wird.

Die im Verlauf einer Revolution stattfindenden radikalen Umwälzungen werden in Wirklichkeit hervorgerufen nicht durch jene episodischen Erschütterungen der Wirtschaft, die während der Ereignisse selbst erfolgen, sondern durch jene kapitalen Veränderungen, die sich in den Grundlagen der Gesellschaft während der ganzen vorangegangenen Epoche angehäuft haben. Dass am Vorabend des Sturzes der Monarchie, wie auch zwischen dem Februar und dem Oktober, der ökonomische Zerfall sich beständig vertiefte und dadurch die Massenunzufriedenheit nährte und aufreizte, ist unbestreitbar und wurde von uns niemals außer Acht gelassen. Doch wäre es der gröbste Fehler zu glauben, die zweite Revolution habe acht Monate nach der ersten stattgefunden infolge des Umstandes, dass die Brotration in dieser Zeit von anderthalb auf dreiviertel Pfund gesunken war. In den auf die Oktoberumwälzung folgenden Jahren verschlechterte sich die Ernährungslage der Massen dauernd. Dennoch brachen die Hoffnungen der konterrevolutionären Politiker auf eine neue Umwälzung immer wieder zusammen. Rätselhaft kann diese Tatsache nur dem erscheinen, der einen Aufstand der Massen als »elementar« ansieht, das heißt als eine von Anführern geschickt ausgenutzte Herdenrebellion. In Wirklichkeit genügt allein das Vorhandensein von Entbehrungen für einen Aufstand nicht – andernfalls könnten die Massen jederzeit in Aufstand treten –; es ist notwendig, dass die endgültig bloßgelegte Unzulänglichkeit des gesellschaftlichen Regimes diese Entbehrungen unerträglich gestaltet und dass neue Bedingungen und neue Ideen die Perspektive eines revolutionären Ausweges eröffnen. Im Namen des großen Zieles, dessen sie sich bewusst geworden, erweisen sich dann die gleichen Massen fähig, doppelte und dreifache Entbehrungen zu ertragen.

Der Hinweis auf den Bauernaufstand als den zweiten »objektiven Faktor« stellt noch ein augenfälligeres Missverständnis dar. Für das Proletariat war der Bauernkrieg selbstverständlich ein objektiver Umstand, insofern überhaupt die Handlungen einer Klasse zu äußeren Antrieben für das Bewusstsein der anderen Klasse werden. Doch unmittelbare Ursache des Bauernaufstandes selbst waren die Veränderungen im Bewusstsein des Dorfes; die Aufdeckung ihres Charakters bildet den Inhalt eines Kapitels dieses Buches. Vergessen wir nicht, dass Revolutionen vollbracht werden von Menschen, wenn auch von namenlosen. Der Materialismus ignoriert

nicht den fühlenden, denkenden und handelnden Menschen, sondern erklärt ihn. Worin sonst besteht die Aufgabe des Historikers?*

Einige Kritiker aus dem demokratischen Lager, geneigt, mit indirekten Indizien zu arbeiten, erblickten im »ironischen« Verhalten des Autors zu den Versöhnlerführern den Ausdruck unzulässigen Subjektivismus', der die Wissenschaftlichkeit der Darstellung entehre. Wir gestatten uns, dieses Kriterium nicht als überzeugend zu betrachten. Das spinozasche Prinzip: »Nicht weinen, nicht lachen, sondern verstehen«, warnt nur vor deplaciertem Lachen und unangebrachten Tränen; doch beraubt es den Menschen, sogar den Historiker, nicht des Rechts auf seinen Teil Tränen und Lachen, wenn sie durch das richtige Verständnis für die Materie selbst gerechtfertigt sind. Die rein individualistische Ironie, die sich wie ein Hauch der Gleichgültigkeit über alle Handlungen und Gedanken der Menschheit ausbreitet, ist die schlimmste Art Snobismus: Sie ist gleichermaßen unecht im künstlerischen Werk wie in der historischen Arbeit. Doch gibt es eine Ironie, die in den Lebensbeziehungen selbst enthalten ist. Die Pflicht des Historikers wie des Künstlers bleibt, sie nach außen zu kehren.

Die Störung des Verhältnisses zwischen Subjektivem und Objektivem bildet, allgemein gesprochen, die Grundquelle des Komischen wie des Tragischen, im Leben wie in der Kunst. Das Gebiet der Politik ist am allerwenigsten von der Wirkung dieses Gesetzes ausgenommen. Menschen und Parteien sind heroisch oder lächerlich nicht an und für sich, sondern in ihrem Verhältnis zu den Umständen. Als die Französische Revolution in das entscheidende Stadium eingetreten war, erwies sich der hervorragendste Girondist als kläglich und lächerlich neben dem einfachen Jakobiner. Jean-Marie Roland, eine ehrwürdige Figur als Lyoner Fabrikinspektor, sieht wie eine lebendige Karikatur aus auf dem Hintergrunde des Jahres 1792. Dagegen sind die Jakobiner den Ereignissen gewachsen. Sie mögen Feindschaft, Hass, Entsetzen hervorrufen, nicht aber Ironie.

Jene Heldin bei Dickens, die versucht, mit einem Besen die Meeresflut aufzuhalten, ist wegen des fatalen Missverhältnisses zwischen Mittel und Ziel eine unverkennbar komische Gestalt. Wollten wir sagen, dass diese Person die Politik der Versöhnlerparteien in der Revolution symbolisiert, es

* Die Nachricht vom Tode M. N. Pokrowskis, mit dem wir auf den Seiten beider Bände mehr als einmal zu polemisieren gezwungen waren, kam, als wir unsere Arbeit bereits abgeschlossen hatten. Zum Marxismus aus dem liberalen Lager schon als fertiger Gelehrter gekommen, bereicherte Pokrowski die neueste historische Literatur durch wertvolle Arbeiten und Unternehmen; doch die Methode des dialektischen Materialismus hat er sich nie restlos angeeignet. Es ist Sache einfachster Gerechtigkeit, hinzuzufügen, dass Pokrowski nicht nur ein Mensch von außerordentlichem Wissen und hoher Begabung war, sondern auch von tiefer Ergebenheit für die Sache, der er diente.

würde als Übertreibung erscheinen. Und dennoch gestand Zeretelli, der tatsächliche Inspirator des Doppelherrschaftsregimes, nach der Oktoberumwälzung Nabokow, einem der liberalen Führer: »Alles, was wir damals unternahmen, war der vergebliche Versuch, mit lächerlichen Holzspänchen einen vernichtenden Elementarstrom aufzuhalten.« Diese Worte klingen wie bittere Satire; indes sind es die wahrsten Worte, die die Versöhnler über sich selbst gesagt haben. Auf Ironie verzichten bei der Schilderung von »Revolutionären«, die mit Holzspänchen eine Revolution aufzuhalten versuchen, würde heißen, Pedanten zu Gefallen die Wirklichkeit bestehlen und den Objektivismus verraten.

Peter Struve, ein Monarchist aus der Mitte gewesener Marxisten, schrieb in der Emigration: »Logisch in der Revolution und ihrem Wesen treu war nur der Bolschewismus, und deshalb hat in der Revolution er gesiegt.« Ähnlich urteilt über die Bolschewiki auch Miljukow, der Führer des Liberalismus: »Sie wussten, wohin sie gingen, und sie gingen die einmal eingeschlagene Richtung, auf ein Ziel los, das mit jedem neuen misslungenen Experiment der Versöhnler immer näher rückte.« Schließlich äußert sich einer von den weniger bekannten weißen Emigranten, der versuchte, auf seine Weise die Revolution zu begreifen, folgendermaßen: »Diesen Weg einschlagen konnten nur eiserne Menschen ... aus ihrem ›Beruf‹ heraus Revolutionäre, die keine Furcht hatten, den alles verzehrenden Rebellengeist ins Leben zu rufen.« Von den Bolschewiki kann man mit noch größerem Recht behaupten, was oben von den Jakobinern gesagt wurde: Sie sind der Epoche und ihren Aufgaben adäquat: Geflucht wurde an ihre Adresse genügend, Ironie aber traf sie nicht: Sie konnte nirgendwo einhaken.

Im Vorwort zum ersten Band ist erklärt, weshalb der Autor es für angebrachter hielt, von sich, als Teilnehmer der Ereignisse, in dritter Person zu sprechen und nicht in erster: Diese literarische Form, die auch im zweiten Band beibehalten ist, schützt an sich selbstverständlich vor Subjektivismus nicht; doch zwingt sie mindestens nicht dazu. Mehr noch, sie mahnt an die Notwendigkeit, ihn zu meiden.

In vielen Fällen blieben wir zweifelnd davor stehen, ob das eine oder andere Urteil eines Zeitgenossen, das die Rolle des Autors dieses Buches im Gang der Ereignisse charakterisiert, anzuführen sei oder nicht. Man hätte mühelos auf manche Zitate verzichten können, ginge es nicht um etwas Größeres als um die konventionellen Regeln des guten Tones. Der Autor dieses Buches war Vorsitzender des Petrograder Sowjets, nachdem die Bolschewiki darin die Mehrheit erobert hatten; dann Vorsitzender des Militärischen Revolutionskomitees, das die Oktoberumwälzung organisierte. Diese Tatsachen kann und will er aus der Geschichte nicht streichen. Die heute in der UdSSR regierende Fraktion hat in den letzten Jahren zahllose Artikel und

nicht wenig Bücher dem Autor der vorliegenden Arbeit gewidmet, wobei sie sich die Aufgabe stellte, nachzuweisen, dass seine Tätigkeit stets gegen die Interessen der Revolution gerichtet war: Die Frage, weshalb die bolschewistische Partei einen so hartnäckigen »Gegner« in den kritischsten Jahren auf die verantwortlichsten Posten stellte, bleibt dabei offen. Die retrospektiven Streitigkeiten völlig zu verschweigen, hätte gewissermaßen bedeutet, auf die Wiederherstellung des tatsächlichen Verlaufs der Ereignisse zu verzichten. Zu welchem Zwecke? Die Vorspiegelung der Uninteressiertheit benötigt nur, wer sich zum Ziele stellt, dem Leser verstohlen Schlussfolgerungen zu suggerieren, die sich nicht aus Tatsachen ergeben. Wir ziehen es vor, die Dinge bei ihrem vollen Namen zu nennen, im Einklang mit dem Wörterbuch.

Wir wollen nicht verheimlichen, dass es für uns dabei nicht nur um die Vergangenheit geht. Wie die Gegner, indem sie die Person angreifen, das Programm treffen wollen, so verpflichtet der Kampf um ein bestimmtes Programm die Person, ihren tatsächlichen Platz in den Ereignissen wiederherzustellen. Wer in dem Kampf um große Aufgaben und um den eigenen Platz unter dem Banner nichts zu sehen fähig ist als persönliche Eitelkeit, den können wir nur bedauern, ihn zu überzeugen, versuchen wir nicht. Jedenfalls sind von uns alle Maßnahmen getroffen worden, damit »persönliche« Fragen in diesem Buche nicht mehr Raum einnehmen, als ihnen von Rechts wegen zukommt.

Manche Freunde der Sowjetunion – nicht selten sind es nur Freunde der heutigen Sowjetbehörden und nur so lange, wie diese an der Macht bleiben – legten dem Autor seine kritische Stellung zur bolschewistischen Partei oder zu deren einzelnen Führern zur Last. Keiner jedoch hat auch nur den Versuch unternommen, das von uns gegebene Bild vom Zustand der Partei während der Ereignisse zu widerlegen oder zu korrigieren. Jene »Freunde«, die sich berufen fühlen, die Rolle der Bolschewiki in der Oktoberumwälzung gegen uns zu verteidigen, seien gewarnt, dass unser Buch nicht lehrt, wie man eine siegreiche Revolution hinterher liebt in Gestalt der von ihr hervorgebrachten Bürokratie, sondern nur, wie eine Revolution vorbereitet wird, wie sie sich entwickelt und wie sie siegt. Die Partei ist für uns kein Apparat, dessen Unfehlbarkeit durch Staatsrepressalien geschützt wird, sondern ein komplizierter Organismus, der, wie alles Lebendige, sich in Widersprüchen entwickelt. Die Aufdeckung dieser Widersprüche, darunter auch der Schwankungen und Fehler des Stabes, verringert, unserer Ansicht nach, nicht im geringsten die Bedeutung jener gigantischen historischen Arbeit, die die bolschewistische Partei als erste in der Weltgeschichte auf ihre Schultern geladen hat.

L. Trotzki

Prinkipo, 13. Mai 1932

»Julitage«: Vorbereitung und Beginn

Im Jahre 1915 kostete Russland der Krieg zehn Milliarden Rubel, im Jahre 1916 neunzehn Milliarden, im ersten Halbjahr 1917 bereits zehneinhalb Milliarden. Die Staatsschuld wäre zu Beginn des Jahres 1918 auf 60 Milliarden angewachsen, das heißt fast dem gesamten Nationalvermögen gleichgekommen, das man auf 70 Milliarden schätzte. Das Zentral-Exekutivkomitee entwarf einen Aufruf zur Kriegsanleihe unter dem sirupsüßen Namen »Freiheitsanleihe«, während die Regierung zu der simplen Schlussfolgerung gelangte, sie würde ohne eine neue grandiose Außenanleihe nicht nur die ausländischen Bestellungen nicht bezahlen können, sondern auch außerstande wäre, den inneren Verpflichtungen nachzukommen. Das Passivum der Handelsbilanz wuchs dauernd. Die Entente ging offenbar daran, den Rubel endgültig seinem eigenen Schicksal zu überlassen. Am gleichen Tage, als der Aufruf zur Freiheitsanleihe die erste Seite des Sowjetorgans »Iswestja« füllte, berichtete der »Regierungsanzeiger« über einen scharfen Kurssturz des Rubels. Die Druckpresse konnte nicht mehr Schritt halten mit dem Inflationstempo. Von den alten soliden Geldzeichen, auf denen noch der Abglanz ihrer einstigen Kaufkraft weilte, schickte man sich an, zu den fuchsroten Flaschenetiketten überzugehen, die in der Umgangssprache bald den Namen »Kerenski« erhielten. Bourgeois wie Arbeiter legten, jeder auf seine Art, in diesen Namen eine Note des Abscheus hinein.

In Worten akzeptierte die Regierung das Programm der staatlichen Wirtschaftsregulierung und schuf sogar zu diesem Zweck Ende Juni schwerfällige Verwaltungsorgane. Doch Wort und Tat des Februarregimes standen, wie Geist und Fleisch des frommen Christen, in ständigem Kampfe miteinander. Die entsprechend zusammengesetzten Regulierungsorgane waren mehr besorgt um den Schutz der Unternehmer vor den Launen der schwankenden und wankenden Staatsmacht als um die Zähmung privater Interessen. Das administrative und technische Industriepersonal fiel Schicht um Schicht auseinander; die Spitzen, erschreckt über die Gleichmachungstendenzen der Arbeiter, gingen entschlossen auf die Seite der Unternehmer über. Die Arbeiter standen den Kriegslieferungen, mit denen die wackligen Betriebe noch für ein bis zwei Jahre im Voraus gedeckt waren, voller Widerwillen gegenüber. Doch auch die Unternehmer verloren den Geschmack an der Produktion, die mehr Sorgen als Gewinne versprach. Vorsätzliche Betriebseinstellungen von oben, nahmen systematischen Charakter an. Die Eisenindustrie hatte sich um 40 Prozent verringert, die Textilindustrie um

20 Prozent. An allem Lebensnotwendigem herrschte Mangel. Die Preise stiegen zusammen mit Inflation und Wirtschaftsverfall. Die Arbeiter kämpften um die Kontrolle über den vor ihnen verborgenen administrativ-kommerziellen Mechanismus, von dem ihr Schicksal abhing. Der Arbeitsminister Skobeljew predigte den Arbeitern in wortreichen Manifesten die Unzulässigkeit einer Einmischung in die Betriebsverwaltung. Am 24. Juni berichteten die »Iswestja«, es sei abermals die Schließung einer Reihe von Betrieben geplant. Gleiche Nachrichten kamen aus der Provinz. Der Eisenbahntransport war noch schwerer getroffen als die Industrie. Die Hälfte der Lokomotiven erforderte kapitale Reparaturen, ein großer Teil des rollenden Materials befand sich an der Front, es fehlte an Brennstoff. Das Verkehrsministerium kam aus dem Kriegszustande mit den Eisenbahnarbeitern und Angestellten nicht heraus. Die Lebensmittelversorgung verschlimmerte sich dauernd. In Petrograd gab es Brotvorräte nur noch für zehn bis fünfzehn Tage, in anderen Zentren stand es nicht viel besser. Bei der halben Paralyse des rollenden Materials und dem drohenden Eisenbahnstreik bedeutete dies ständig Hungergefahr. In der Perspektive öffnete sich kein Lichtblick. Nicht dies hatten die Arbeiter von der Revolution erwartet.

Wenn möglich noch schlimmer stand es in der Sphäre der Politik. Unentschlossenheit ist der schwierigste Zustand im Leben von Regierungen, Nationen, Klassen, wie auch des einzelnen Menschen. Die Revolution ist die erbarmungsloseste von allen Lösungsarten historischer Fragen. Ausweichen ist in der Revolution die verheerendste aller denkbaren Politik. Die Partei der Revolution darf nicht schwanken, ebenso wenig wie der Chirurg, der das Messer in den kranken Körper eingeführt hat. Indes war das aus der Februarumwälzung entstandene Doppelregime organisierte Unentschlossenheit. Alles kehrte sich gegen die Regierung. Bedingte Freunde wurden Gegner, Gegner Feinde, die Feinde bewaffneten sich. Die Konterrevolution, inspiriert vom Zentralkomitee der Kadettenpartei, dem politischen Stab all jener, die etwas zu verlieren hatten, mobilisierte ganz offen. Das leitende Komitee des Offiziersverbandes beim Hauptquartier in Mohilew, der etwa 100 000 unzufriedene Kommandeure repräsentierte, und der Sowjet des Verbandes der Kosakentruppen in Petrograd bildeten zwei militärische Hebel der Konterrevolution. Die Reichsduma beschloss, trotz Verfügung des Junikongresses der Sowjets, ihre »Privatberatungen« fortzusetzen. Ihr provisorisches Komitee bot legale Deckung für konterrevolutionäre Arbeit, die von Banken und Gesandtschaften der Entente weitestgehend finanziert wurde. Gefahren drohten den Versöhnlern von rechts und links. Beunruhigt nach allen Richtungen spähend, beschloss die Regierung insgeheim, Mittel zur Organisierung einer gesellschaftlichen Konterspionage, das heißt einer politischen Geheimpolizei, zu bewilligen. Ungefähr um die gleiche Zeit, Mitte Juni,

setzte die Regierung die Wahlen zur Konstituierenden Versammlung auf den 17. September fest. Die liberale Presse führte trotz Teilnahme der Kadetten an der Regierung eine hartnäckige Kampagne gegen den offiziell festgesetzten Termin, an den niemand glaubte und den niemand ernsthaft verteidigte. Das Bild der Konstituierenden Versammlung, so grell in den ersten Märztagen, verblasste und verschwamm. Alles kehrte sich gegen die Regierung, sogar ihre blutarmen guten Absichten. Erst am 30. Juni fasste sie Mut, die adligen Dorfvormünder, die Semskije Natschalniki (Landvögte), deren Name allein schon seit ihrer Einführung durch Alexander III. dem Lande verhasst war, abzuschaffen. Und diese erzwungene und verspätete Teilreform drückte der Provisorischen Regierung den Stempel schmachvoller Feigheit auf. Währenddessen erholte sich der Adel von seiner Angst, die Bodenbesitzer schlossen sich zusammen und begannen vorzustoßen. Das provisorische Dumakomitee wandte sich Ende Juni an die Regierung mit der Forderung, entschiedene Maßnahmen zum Schutze der Gutsbesitzer gegen die Bauern zu treffen, die von »verbrecherischen Elementen« aufgewiegelt wären. Am 1. Juli wurde in Moskau der Allrussische Kongress der Bodenbesitzer eröffnet, in seiner überwiegenden Mehrheit adlig. Die Regierung wand sich, bemüht, bald die Muschiks, bald die Gutsbesitzer durch Phrasen zu hypnotisieren. Am schlimmsten aber stand es an der Front. Die Offensive, die der entscheidende Einsatz Kerenskis auch im inneren Kampfe geworden war, zuckte in Konvulsionen. Der Soldat wollte nicht Krieg führen. Die Diplomaten des Fürsten Lwow fürchteten sich, den Diplomaten der Entente in die Augen zu schauen. Eine Anleihe brauchte man um jeden Preis. Um feste Hand zu zeigen, unternahm die ohnmächtige und gezeichnete Regierung eine Offensive gegen Finnland, die sie, wie alle ihre schmutzigsten Geschäfte, durch die Hände der Sozialisten verwirklichte. Gleichzeitig wuchs der Konflikt mit der Ukraine stärker an und führte zum offenen Bruch.

Weit zurück lagen die Tage, wo Albert Thomas Hymnen sang auf die strahlende Revolution und auf Kerenski. Anfang Juli löste den französischen Gesandten Paléologue, der allzu stark nach dem Aroma rasputinscher Salons duftete, der »radikale« Noulens ab. Der Journalist Claude Anet hielt dem neuen Gesandten einen einführenden Vortrag über Petrograd. Gegenüber der französischen Gesandtschaft, auf der anderen Seite der Newa, läge der Wyborger Bezirk. »Das ist der Bezirk der großen Fabriken, der restlos den Bolschewiki gehört. Lenin und Trotzki walten dort wie die Herren.« Im gleichen Bezirk befänden sich die Kasernen des Maschinengewehrregiments, das etwa 10 000 Mann und über 1000 Maschinengewehre zähle: Weder Sozialrevolutionäre noch Menschewiki hätten Zutritt zu den Kasernen des Regiments. Die übrigen Regimenter seien entweder bolschewistisch oder neutral. »Wollten Lenin und Trotzki Petrograd besetzen, wer würde sie

daran hindern?« Noulens hörte staunend zu. »Weshalb aber duldet die Regierung einen solchen Zustand?« – »Was bleibt ihr anderes zu tun übrig?« antwortete der Journalist. »Man muss begreifen, dass die Regierung über keine andere Macht als über die moralische verfügt, und auch die scheint mir sehr schwach zu sein ...«

Keinen Ausweg findend, zersplitterte die erwachte Energie der Massen in eigenmächtigen Aktionen, Partisanenerhebungen, gelegentlichen Expropriationen. Arbeiter, Soldaten, Bauern versuchten stückweise zu lösen, was zu lösen die von ihnen selbst geschaffene Macht sich weigerte. Unentschlossenheit der Führung erschöpft die Massen am stärksten. Fruchtloses Warten bewegt sie zu immer eindringlicheren Schlägen gegen die Pforte, die man vor ihnen nicht öffnen will, oder zu direkten Verzweiflungsausbrüchen. Bereits in den Tagen des Sowjetkongresses, als die Provinzler nur mit Mühe die über Petrograd erhobene Hand ihrer Führer zurückhalten konnten, hatten die Arbeiter und Soldaten hinreichend Gelegenheit gehabt, sich über die Gefühle und Absichten der Sowjetspitzen ihnen gegenüber zu unterrichten. Nach Kerenski wurde Zeretelli nicht nur eine fremde, sondern auch verhasste Gestalt für die Mehrheit der Petrograder Arbeiter und Soldaten. An der Peripherie der Revolution wuchs der Einfluss der Anarchisten, die im selbstherrlichen Revolutionskomitee in der Villa Durnowo die Hauptrolle spielten. Aber auch diszipliniertere Arbeiterschichten, sogar weite Kreise der bolschewistischen Partei begannen die Geduld zu verlieren oder jenen Gehör zu schenken, die sie schon verloren hatten. Die Demonstration vom 18. Juni enthüllte allen, dass die Regierung keine Stütze besaß. »Was schauen sie dort oben zu?« fragten Soldaten und Arbeiter und meinten jetzt nicht nur die Versöhnlerführer, sondern auch die leitenden Institutionen der Bolschewiki.

Der Kampf um den Arbeitslohn bei den Inflationspreisen entnervte und erschöpfte die Arbeiter. Besonders scharf spitzte sich diese Frage während des Juni im Putilow-Gigant zu, wo 36 000 Menschen arbeiteten. Am 21. Juni entbrannte in einigen Werkstätten der Fabrik ein Streik. Die Unfruchtbarkeit solcher vereinzelter Ausbrüche war der Partei nur zu klar. Am nächsten Tage erklärte die von den Bolschewiki geleitete Versammlung, in der die wichtigsten Arbeiterorganisationen und 70 Betriebe vertreten waren, »die Sache der Putilow-Arbeiter als Angelegenheit des gesamten Petrograder Proletariats« und forderte die Putilower auf, »ihre gerechte Empörung zurückzuhalten«. Der Streik wurde vertagt. Doch die nächsten zwölf Tage brachten keinerlei Veränderungen. Die Massen in den Fabriken waren in tiefer Gärung und suchten einen Ausweg. Jedes Unternehmen hatte seinen Konflikt und alle diese Konflikte führten nach oben, zur Regierung. Ein Memorandum des Gewerkschaftsverbandes der Lokomotivbrigaden an den Verkehrsminister lautete: »Wir erklären zum letzten Mal: Die Geduld hat

eine Grenze. Weiter in solcher Lage zu leben, fehlt uns die Kraft ...« Das war eine Beschwerde nicht nur über Not und Hunger, sondern auch über Zweideutigkeit, Charakterlosigkeit, Betrug. Die Eingabe protestierte besonders zornig gegen »die an uns gerichteten endlosen Ermahnungen zu Bürgerpflicht und Enthaltsamkeit bei hungrigem Magen«.

Die Machtübergabe im März an die Provisorische Regierung durch das Exekutivkomitee war unter der Bedingung erfolgt, dass die revolutionären Truppen nicht aus der Hauptstadt entfernt würden. Aber jene Tage lagen weit zurück. Die Garnison bewegte sich nach links, die regierenden Sowjetkreise nach rechts. Der Kampf gegen die Garnison verschwand nicht von der Tagesordnung. Wenn auch nicht geschlossene Truppenteile aus der Hauptstadt hinausgeführt wurden, so schwächte man die revolutionäreren Teile unter dem Vorwand strategischer Notwendigkeit systematisch durch Herauspumpen von Marschkompanien. Gerüchte über Auflösung immer neuer und neuer Truppenteile an der Front wegen Ungehorsam und Weigerung, Kampfbefehle auszuführen, drangen ununterbrochen in die Hauptstadt. Zwei sibirische Divisionen – ist es lange her, dass die sibirischen Schützen als die sichersten galten? – wurden unter Anwendung von Waffengewalt aufgelöst. Wegen Massenauflehnung gegen Kampfbefehle wurden allein in der der Hauptstadt nächstgelegenen 5. Armee 87 Offiziere und 12 725 Soldaten zur Verantwortung gezogen. Die Petrograder Garnison, Akkumulator der Unzufriedenheit von Front, Dorf, Arbeitervierteln und Kasernen, war dauernd in Wallung. Bärtige Vierziger forderten mit hysterischer Beharrlichkeit Entlassung nach Hause, zu den Feldarbeiten. Die Regimenter, die auf der Wyborger Seite lagen: Das 1. Maschinengewehr-, das 1. Grenadier-, das Moskauer, das 180. Infanterieregiment und andere wurden dauernd von den heißen Sprudeln der proletarischen Vorstadt umspült. Tausende Arbeiter gingen an den Kasernen vorbei, unter ihnen nicht wenige unermüdliche Agitatoren des Bolschewismus. Vor den schmutzigen, verhassten Mauern fanden fast ununterbrochen fliegende Meetings statt. Am 22. Juni, bevor noch die durch die Offensive hervorgerufenen patriotischen Manifestationen erloschen waren, tauchte auf dem Sampsonjewski-Prospekt unvorsichtigerweise ein Automobil des Exekutivkomitees mit Plakaten auf: »Vorwärts für Kerenski.« Das Moskauer Regiment nahm die Agitatoren fest, zerriss die Aufrufe und schickte das patriotische Automobil zum Maschinengewehrregiment.

Die Soldaten waren überhaupt ungeduldiger als die Arbeiter: sowohl, weil ihnen unmittelbar Entsendung an die Front drohte, als auch, weil sie Erwägungen politischer Strategie viel schwerer zugänglich waren. Außerdem hatte jeder in der Hand eine Flinte, und nach dem Februar neigte der Soldat dazu, deren selbstständige Macht zu überschätzen. Ein alter Arbeiterbol-

schewik, Lisdin, erzählte später, wie die Soldaten des 180. Reserveregiments ihm sagten: »Was schlafen die Unseren dort im Kschessinskaja-Palais, gehen wir doch, Kerenski verjagen ...« In den Regimentsversammlungen wurden fortwährend Resolutionen angenommen über die Notwendigkeit, sich endlich gegen die Regierung zu erheben. Delegationen von einzelnen Betrieben kamen zu den Regimentern mit der Anfrage, ob die Soldaten auf die Straße gehen würden. Die Maschinengewehrschützen schickten ihre Vertreter zu anderen Garnisonteilen mit der Aufforderung, gegen die Kriegsverlängerung zu protestieren. Ungeduldigere Delegierte fügen hinzu: Das Pawlower und das Moskauer Regiment und 40 000 Putilower werden »morgen« hervortreten. Die offiziellen Ermahnungen des Exekutivkomitees wirken nicht. Immer schärfer gestaltet sich die Gefahr, dass Petrograd, von Front und Provinz nicht unterstützt, stückweise zerschlagen wird. Am 21. Juni forderte Lenin in der »Prawda« die Petrograder Arbeiter und Soldaten auf, auszuharren, bis die Ereignisse die schweren Reserven auf die Seite Petrograds stoßen würden. »Wir begreifen die Erbitterung, wir begreifen die Erregung der Petrograder Arbeiter. Aber wir sagen ihnen: Genossen, ein Hervortreten jetzt wäre unzweckmäßig.« Am nächsten Tag kam eine private Beratung führender Bolschewiki, offenbar »linker« als Lenin, zu dem Entschluss, dass man trotz der Stimmung der Arbeiter- und Soldatenmassen den Kampf noch nicht annehmen dürfe: »Es ist besser abzuwarten, damit sich die regierenden Parteien durch die begonnene Offensive endgültig mit Schmach bedecken. Dann ist das Spiel unser.« So gibt der Bezirksorganisator Lazis, einer der Ungeduldigsten jener Tage, die Sache wieder. Das Komitee ist immer häufiger gezwungen, Agitatoren zu Truppenteilen und Betrieben auszusenden, um von vorzeitigen Aktionen zurückzuhalten. Verlegen die Köpfe schüttelnd, beklagen sich die Wyborger Bolschewiki im eigenen Kreise: »Wir müssen Feuerwehr spielen.« Die Rufe: Auf die Straße! verstummten jedoch nicht einen Tag. Darunter gab es auch offen provokatorische. Die Militärische Organisation der Bolschewiki war gezwungen, sich an die Soldaten und Arbeiter mit einem Aufruf zu wenden: »Keinen Aufforderungen, im Namen der Militärischen Organisation auf die Straße zu gehen, vertrauen. Zu einem Hervortreten ruft die Militärische Organisation nicht auf.« Und dann noch dringlicher: »Fordert von jedem Agitator oder Redner, der euch im Namen der Militärischen Organisation auf die Straße ruft, eine mit den Unterschriften des Vorsitzenden und des Sekretärs versehene Legitimation.«

Auf dem berühmten Ankerplatz in Kronstadt, wo die Anarchisten immer sicherer die Stimme erheben, wird ein Ultimatum nach dem anderen ausgearbeitet. Am 23. Juni forderten die Delegierten des Ankerplatzes, den Kronstädter Sowjet übergehend, vom Justizministerium die Freilassung einer Gruppe Petrograder Anarchisten und drohten andernfalls mit einem

Überfall der Matrosen auf das Gefängnis. Am nächsten Tage erklärten Vertreter aus Oranienbaum dem Justizminister, dass ihre Garnison über die Verhaftungen in der Villa Durnowo ebenso erregt sei wie Kronstadt und dass man bei ihnen »schon die Maschinengewehre putzt«. Die bürgerliche Presse griff diese Drohungen flugs auf und fuchtelte damit dicht vor der Nase ihrer verbündeten Versöhnler. Am 26. Juni trafen Delegierte des Gardegrenadierregiments von der Front bei ihrem Reservebataillon mit der Erklärung ein: Das Regiment sei gegen die Provisorische Regierung und fordere den Übergang der Macht an die Sowjets; lehne die von Kerenski begonnene Offensive ab und hege die Befürchtung, das Exekutivkomitee sei zusammen mit den Ministern-Sozialisten auf die Seite der Bourgeois übergegangen. Das Organ des Exekutivkomitees veröffentlichte über diesen Besuch einen vorwurfsvollen Bericht.

Wie ein Kessel brodelte nicht allein Kronstadt, sondern die ganze Baltische Flotte, deren Basis hauptsächlich Helsingfors war. Die Hauptkraft der Bolschewiki in der Flotte war zweifellos Antonow-Owssejenko, schon als junger Offizier Teilnehmer am Sewastopoler Aufstand von 1905, Menschewik in den Jahren der Reaktion, Emigrant-Internationalist in den Kriegsjahren, Mitarbeiter Trotzkis bei der Herausgabe der Zeitung »Nasche Slowo« in Paris, nach Rückkehr aus der Emigration übergetreten zu den Bolschewiki. Politisch schwankend, aber persönlich mutig, impulsiv und zerfahren, jedoch fähig zur Initiative und Improvisation, nahm Antonow-Owssejenko, in jenen Tagen noch wenig bekannt, bei den weiteren Revolutionsereignissen nicht den letzten Platz ein. »Wir im Helsingforser Parteikomitee«, erzählt er in seinen Erinnerungen, »begriffen die Notwendigkeit von Ausdauer und ernstlicher Vorbereitung. Wir hatten auch entsprechende Anweisungen vom Zentralkomitee. Doch wir waren uns der ganzen Unvermeidlichkeit des Ausbruches bewusst und blickten besorgt in die Richtung auf Petrograd.« Und dort häuften sich die Elemente der Explosion von Tag zu Tag. Das 2. Maschinengewehrregiment, rückständiger als das 1., forderte in einer Resolution die Übergabe der Macht an die Sowjets. Das 3. Infanterieregiment verweigerte die Aussonderung von 14 Marschkompanien. Die Versammlungen in den Kasernen bekamen immer drohenderen Charakter. Am 1. Juli war ein Meeting beim Grenadierregiment von Verhaftung des Komiteevorsitzenden und Obstruktion gegen die menschewistischen Redner begleitet. Nieder mit der Offensive! Nieder mit Kerenski! Im Mittelpunkt der Garnison standen die Maschinengewehrschützen, die auch dem Julistrom die Schleusen öffneten.

Dem Namen des 1. Maschinengewehrregiments sind wir bereits bei den Ereignissen der ersten Revolutionsmonate begegnet. Bald nach der Umwälzung aus eigener Initiative von Oranienbaum in Petrograd »zur Verteidi-

gung der Revolution« eingetroffen, stieß das Regiment sogleich auf den Widerstand des Exekutivkomitees, welches beschloss, dem Regiment zu danken und es nach Oranienbaum zurückzuschicken. Die Maschinengewehrschützen weigerten sich kategorisch, die Hauptstadt zu verlassen: »Die Konterrevolutionäre könnten den Sowjet überfallen und das alte Regime wieder aufrichten.« Das Exekutivkomitee gab nach und einige tausend Maschinengewehrschützen blieben in Petrograd zusammen mit ihren Maschinengewehren. Im Volkshause untergebracht, wussten sie nicht, was weiter mit ihnen geschehen werde. Unter ihnen waren jedoch nicht wenig Petrograder Arbeiter und nicht zufällig übernahm deshalb die Sorge um die Maschinengewehrschützen das Komitee der Bolschewiki. Sein Beistand sicherte den Bezug von Lebensmitteln aus der Peter-Paul-Festung. Die Freundschaft war angebahnt. Bald wurde sie unerschütterlich. Am 21. Juni fassten die Maschinengewehrschützen in einer allgemeinen Versammlung den Beschluss: »Fernerhin sind Kommandos zur Front nur dann zu entsenden, wenn der Krieg einen revolutionären Charakter tragen wird.« Am 2. Juli veranstaltete das Regiment im Volkshause ein Abschiedsmeeting zu Ehren der an die Front abkommandierten »letzten« Marschkompanie. Es sprachen Lunatscharski und Trotzki: Dieser zufälligen Tatsache versuchten die Behörden später außergewöhnliche Bedeutung beizumessen. Im Namen des Regiments antworteten der Soldat Schilin und ein alter Bolschewik, der Unteroffizier Laschewitsch. Die Stimmung war sehr gehoben, man brandmarkte Kerenski, schwor Treue der Revolution, doch niemand machte praktische Vorschläge für die nächste Zukunft. Indessen wartete man während der letzten Tage in der Stadt beharrlich auf Ereignisse. Die »Julitage« warfen ihre Schatten voraus. »Überall, in allen Winkeln«, erinnert sich Suchanow, »im Sowjet, im Mariinski-Palais, in den Bürgerwohnungen, auf den Plätzen und Boulevards, in Kasernen und Fabriken, sprach man von irgendeinem, heute, morgen zu erwartenden Hervortreten. Niemand wusste Bestimmtes über das Wer, Wie und Wo. Aber die Stadt fühlte sich wie am Vorabend einer Explosion.« Eine Aktion kam auch wirklich zum Durchbruch. Der Anstoß dazu folgte von oben, aus den regierenden Sphären.

Am gleichen Tage, als Trotzki und Lunatscharski bei den Maschinengewehrschützen über die Unzulänglichkeit der Koalition sprachen, traten vier Minister-Kadetten, die Koalition sprengend, aus der Regierung aus. Als Vorwand wählten sie den für ihre Großmachtansprüche unannehmbaren Kompromiss, den ihre Versöhnlerkollegen mit der Ukraine abgeschlossen hatten. Der wirkliche Grund des demonstrativen Bruchs lag darin, dass die Versöhnler mit der Zähmung der Massen zögerten. Die Wahl des Moments war durch das vorläufig offiziell noch nicht zugegebene, jedoch für alle Eingeweihten außer Zweifel stehende Fiasko der Offensive diktiert. Die

Liberalen erachteten es an der Zeit, ihre linken Verbündeten Aug' in Aug' mit der Niederlage und den Bolschewiki zu lassen. Das Gerücht vom Rücktritt der Kadetten verbreitete sich unverzüglich in der Hauptstadt und verallgemeinerte politisch alle offenen Konflikte in der einen Parole, richtiger dem einen Schrei: Schluss mit dem Hin und Her der Koalition! Soldaten und Arbeiter glaubten, von der Entscheidung der Frage, wer weiter das Land regieren werde, die Bourgeoisie oder die eigenen Sowjets, hingen alle anderen Fragen ab: sowohl die des Arbeitslohns wie die des Brotpreises wie auch jene, ob man an der Front, unbekannt wofür, umzukommen habe. In diesen Erwartungen war ein gewisses Element von Illusion, sofern die Massen hofften, durch den Regierungswechsel die sofortige Lösung aller schmerzlichen Fragen zu erreichen. Doch letzten Endes hatten sie Recht: Die Machtfrage entschied die Richtung der gesamten Revolution, das heißt, sie bestimmte auch das Schicksal jedes einzelnen. Anzunehmen, die Kadetten hätten jene Wirkung, die ihr Akt offener Sabotage gegen die Sowjets hervorrufen würde, nicht vorauszusehen vermocht, hieße Miljukow entschieden unterschätzen. Der Führer des Liberalismus war sichtlich bestrebt, die Versöhnler in eine zugespitzte Situation hineinzutreiben, aus der nur das Bajonett einen Ausweg schaffen könnte: In jenen Tagen glaubte er fest, ein kühner Aderlass würde die Lage retten.

Am Morgen des 3. Juli wählten einige tausend Maschinengewehrschützen, nachdem sie die Versammlung der Kompanie- und Regimentskomitees ihres Regiments gesprengt hatten, einen eigenen Vorsitzenden und verlangten sofortige Beratung der Frage über ein bewaffnetes Auftreten. Das Meeting nahm sogleich einen stürmischen Lauf. Die Frontfrage wurde von der Regierungskrise durchkreuzt. Der Versammlungsvorsitzende Golowin, Bolschewik, versuchte zu bremsen, indem er vorschlug, sich vorher mit anderen Truppenteilen und der Militärischen Organisation zu verständigen. Doch jedes Anzeichen von Verschleppung brachte die Soldaten außer sich. In der Versammlung tauchte der Anarchist Bleichmann auf, eine kleine, aber farbige Gestalt auf dem Hintergrunde des Jahres 1917. Mit sehr bescheidenem Ideengepäck, aber einem gewissen Instinkt für die Masse, aufrichtig in seiner ewig entzündbaren Beschränktheit, mit entblößter Brust und wildem Lockenhaar, fand Bleichmann in Versammlungen nicht wenig halbironische Sympathien. Die Arbeiter zwar verhielten sich ihm gegenüber zurückhaltend, etwas ungeduldig, besonders die Metallarbeiter. Die Soldaten jedoch lächelten lustig über seine Reden, stießen einander mit den Ellenbogen an, ermunterten den Sprecher durch kernige Wörtchen: Sie standen sichtlich wohlwollend zu seinem exzentrischen Aussehen, seiner unüberlegten Entschlossenheit, seinem wie Essig beißenden jüdisch-amerikanischen Akzent. Ende Juni plätscherte Bleichmann in allerhand improvisierten Meetings, wie

ein Fisch im Wasser. Seinen Entschluss hatte er stets bereit: heraus mit der Waffe in der Hand. Organisation? »Uns organisiert die Straße.« Aufgabe? »Die Provisorische Regierung stürzen, wie man es mit dem Zaren gemacht hat, obwohl auch damals keine Partei dazu aufforderte.« Solche Reden entsprachen in jenem Augenblick am allerbesten der Stimmung der Maschinengewehrschützen, und nicht nur ihrer. Auch viele der Bolschewiki verbargen ihre Befriedigung nicht, wenn die unteren Schichten ihre offiziellen Ermahnungen übergingen. Die aufgeklärten Arbeiter erinnerten sich noch, dass im Februar die Führer just am Vorabend des Sieges daran gewesen waren, zum Rückzug zu blasen; dass im März der Achtstundentag auf Initiative von unten erobert ward; dass im April eigenmächtig auf die Straße hinausgegangene Regimenter Miljukow gestürzt hatten. Die Erinnerung an diese Tatsachen kam den gespannten und ungeduldigen Massenstimmungen sehr entgegen.

Die Militärische Organisation der Bolschewiki, die man unverzüglich davon benachrichtigte, dass in dem Meeting der Maschinengewehrschützen Siedetemperatur herrsche, schickte einen Agitator nach dem anderen hin. Bald erschien auch Newski selbst, der von den Soldaten hochgeachtete Leiter der Militärischen Organisation. Er fand scheinbar Gehör. Doch die Stimmung der sich endlos ausdehnenden Versammlung wechselte, wie ihre Zusammensetzung. »Für uns war es die größte Überraschung«, erzählt Podwojski, ein anderer Führer der Militärischen Organisation, »als um 7 Uhr abends ein Berittener herangesprengt kam mit der Nachricht, ... die Maschinengewehrschützen hätten erneut beschlossen hervorzutreten.« An Stelle des alten Regimentskomitees wählten sie ein Provisorisches Revolutionskomitee, je zwei Mann pro Kompanie, unter dem Vorsitz des Fähnrichs Semaschko. Speziell dafür bestimmte Delegierte besuchten bereits Regimenter und Betriebe, um Unterstützung werbend. Die Maschinengewehrschützen hatten selbstverständlich nicht vergessen, ihre Leute auch nach Kronstadt zu senden. So spannten sich, ein Stockwerk unter den offiziellen Organisationen, teilweise mit deren Deckung, zeitweilig neue Fäden zwischen den erregteren Truppenteilen und den Fabriken. Die Massen beabsichtigten nicht, mit dem Sowjet zu brechen, im Gegenteil, sie wollten, dass er die Macht übernähme. Noch weniger dachten sie daran, mit der bolschewistischen Partei zu brechen. Doch schien es ihnen, sie sei zu unentschlossen. Sie wollten mit der Schulter nachdrücken, das Exekutivkomitee verwarnen, die Bolschewiki vorwärtsstoßen. Es entstehen improvisierte Vertretungen, neue Verbindungsknoten und Aktionszentren, nicht dauernde, sondern für den gegebenen Fall. Wechsel von Lage und Stimmung vollziehen sich so schnell und schroff, dass selbst die elastischste Organisation, wie die der Sowjets, unvermeidlich zurückbleibt und die Massen gezwungen sind, jedes Mal

Hilfsorgane für die Forderungen des Augenblicks zu schaffen. Bei solchen Improvisationen schlüpfen nicht selten zufällige und nicht immer zuverlässige Elemente durch. Öl ins Feuer gießen die Anarchisten, desgleichen manche von den neuen und ungeduldigen Bolschewiken. Es schmieren sich zweifellos auch Provokateure heran, vielleicht auch deutsche Agenten, doch am ehesten Agenten der echtrussischen Konterspionage. Wie das komplizierte Gewebe der Massenbewegungen in einzelne Fäden zerlegen? Der Gesamtcharakter der Ereignisse tritt immerhin in aller Klarheit hervor. Petrograd fühlt seine Kraft, will vorstürmen, ohne sich nach Provinz oder Front umzusehen, und sogar die bolschewistische Partei ist bereits unfähig, es zurückzuhalten. Hier konnte nur Erfahrung helfen.

Während sie Regimenter und Betriebe auf die Straße riefen, vergaßen die Delegierten der Maschinengewehrschützen nicht hinzuzufügen, dass das Hervortreten ein bewaffnetes sein müsse. Wie auch anders? Doch nicht sich waffenlos den Schlägen der Feinde aussetzen? Außerdem, und was vielleicht das Wichtigste war, musste man seine Macht zeigen, ein Soldat ohne Waffe aber ist keine Macht. In diesem Punkte waren alle Regimenter und alle Fabriken gleicher Meinung: Wenn hervortreten, dann nicht anders als mit einem Vorrat an Blei. Die Maschinengewehrschützen verloren keine Zeit: Indem sie das große Spiel unternahmen, mussten sie es so schnell wie möglich zu Ende führen. Das Material der Voruntersuchung charakterisierte später mit folgenden Worten die Handlungen des Fähnrichs Semaschko, eines der Hauptführer des Regiments: »... forderte von den Fabriken Automobile an, rüstete sie mit Maschinengewehren aus, entsandte sie zum Taurischen Palais und an andere Stellen, gab die Marschrouten an, führte persönlich das Regiment aus der Kaserne in die Stadt, fuhr zum Reservebataillon des Moskauer Regiments, um es zum Hervortreten zu bewegen, was er auch erreichte, versprach den Soldaten des Maschinengewehrregiments Unterstützung seitens der Regimenter der Militärischen Organisation, unterhielt dauernde Verbindung mit dieser Organisation, die sich im Hause Kschessinskaja befand, sowie mit dem Führer der Bolschewiki, Lenin, entsandte Wachen zum Schutze der Militärischen Organisation«. Der Hinweis auf Lenin ist hier zur Vervollständigung des Bildes gemacht: Lenin war weder an diesem, noch an den vorangegangenen Tagen in Petrograd: Seit dem 29. Juni hielt er sich krankheitshalber in einer Sommerfrische in Finnland auf. Doch im Übrigen gibt die gedrängte Sprache des Kriegsgerichtsbeamten gar nicht übel das Vorbereitungsfieber der Maschinengewehrschützen wieder. Im Kasernenhof ging eine nicht minder heiße Arbeit. Waffenlose Soldaten versorgte man mit Gewehren, manche mit Bomben, auf jedes Lastauto, das von den Betrieben geliefert wurde, stellte man drei Maschinengewehre mit Bedienung. Das Regiment sollte auf der Straße in Kampfordnung erscheinen.

In den Betrieben spielte sich überall ungefähr das Gleiche ab: Es kamen Delegierte von den Maschinengewehrschützen oder den Nachbarbetrieben und riefen auf die Straße. Als hätte man sie längst erwartet: Die Arbeit wurde sofort eingestellt. Ein Arbeiter der Fabrik Reno erzählt: »Nach dem Mittagessen kamen einige Maschinengewehrschützen zu uns gelaufen mit der Bitte, ihnen Lastautos zu geben. Trotz des Protestes unseres Kollektivs (der Bolschewiki) musste man die Wagen stellen ... Hastig luden sie auf die Autos die ›Maxims‹ (Maschinengewehre) und sausten zum Newski. Da waren nun unsere Arbeiter nicht mehr zu halten ... Wie sie an der Arbeit standen, in ihren Schürzen, von der Werkbank weg, gingen sie in den Hof ...« Die Proteste der Bolschewiki in den Betrieben hatten, wie wohl anzunehmen ist, nicht immer sehr eindringlichen Charakter. Der längste Kampf ging um das Putilow-Werk. Gegen 2 Uhr mittags verbreitete sich in den Abteilungen die Nachricht, eine Delegation des Maschinengewehrkommandos sei erschienen und rufe zu einem Meeting. Etwa 10 000 Arbeiter versammelten sich vor dem Kontor. Unter Beifallsrufen berichteten die Maschinengewehrschützen, sie hätten den Befehl erhalten, am 4. Juli zur Front zu gehen, seien aber entschlossen, »nicht an die deutsche Front zu fahren gegen das deutsche Proletariat, sondern gegen die eigenen Minister-Kapitalisten«. Die Stimmung stieg. »Gehen wir, gehen wir!« schrien die Arbeiter. Der Sekretär des Fabrikkomitees, ein Bolschewik, machte Einwände und schlug vor, die Partei zu befragen. Proteste von allen Seiten: »Nieder! wieder wollt ihr die Sache verschleppen ... so weiter zu leben ist nicht möglich ...« Gegen 6 Uhr erschienen Vertreter des Exekutivkomitees, doch diesen gelang es noch weniger, die Arbeiter zu beeinflussen. Das Meeting ging weiter, das endlose, entnervende, hartnäckige Meeting einer vieltausendköpfigen Masse, die einen Ausweg sucht und sich nicht suggerieren lässt, dass es ihn nicht gibt. Der Vorschlag, eine Delegation zum Exekutivkomitee zu entsenden: wieder eine Verschleppung. Die Versammlung geht immer noch nicht auseinander. Inzwischen bringt eine Gruppe Arbeiter und Soldaten die Nachricht, die Wyborger Seite marschiere bereits zum Taurischen Palais. Länger zurückzuhalten war nun unmöglich. Man beschloss loszugehen. Der Putilowarbeiter Jefimow kam zum Bezirkskomitee der Partei gerannt, um sich zu erkundigen: »Was werden wir tun?« Man antwortete: »Wir werden keine Aktionen beginnen, doch die Arbeiter ihrem Schicksal überlassen können wir nicht, deshalb gehen wir mit ihnen zusammen.« In diesem Augenblick erschien das Bezirkskomiteemitglied Tschudin mit der Kunde: In allen Bezirken gingen die Arbeiter auf die Straße, die Parteimitglieder seien gezwungen, »die Ordnung aufrechtzuerhalten«. So wurden die Bolschewiki von der Bewegung erfasst und in sie hineingezogen, dabei bestrebt, eine Rechtfertigung für ihr Handeln zu finden, das dem offiziellen Parteibeschluss zuwiderlief.

Das industrielle Leben der Hauptstadt hörte gegen 7 Uhr abends völlig auf. Fabrik nach Fabrik erhob sich, machte sich marschbereit, Abteilungen der Roten Garde wurden ausgerüstet. »In der tausendköpfigen Arbeitermasse«, erzählt der Wyborger Metelew, »liefen mit den Gewehrschlössern knackend Hunderte Junggardisten geschäftig hin und her. Die einen füllten die Magazintaschen mit Patronenpäckchen, die anderen zogen die Riemen stramm, die dritten schnallten sich die Patronentaschen um, die vierten passten die Bajonette auf, und jene Arbeiter, die, keine Waffe hatten, halfen den Gardisten beim Ausrüsten ...« Der Sampsonjewski-Prospekt, die Hauptader der Wyborger Seite, ist von Volk überfüllt. Links und rechts dichte Arbeiterkolonnen. In der Nähe des Prospekts das Maschinengewehrregiment, das Rückgrat des Zuges. An der Spitze jeder Kompanie – Lastautomobile mit »Maxims«. Hinter dem Maschinengewehrregiment – Arbeiter; als Nachhut, die Demonstration deckend, Teile des Moskauer Regiments. Über jeder Abteilung ein Banner: »Alle Macht den Sowjets.« Der Trauerzug im März oder die Maidemonstration waren wahrscheinlich massenreicher. Doch der Julizug ist wuchtiger, gefahrdrohender und – einheitlicher in der Zusammensetzung. »Unter roten Fahnen schreiten nur Arbeiter und Soldaten«, schreibt einer der Teilnehmer. »Es fehlen die Kokarden der Beamten, die glänzenden Knöpfe der Studenten, die Hüte der ›sympathisierenden Damen‹, all das gab es vor vier Monaten, im Februar, im heutigen Zuge ist nichts davon, heute gehen nur die schwarzen Sklaven des Kapitals.« Durch die Straßen jagen, wie einst, in verschiedene Richtungen Automobile mit bewaffneten Arbeitern und Soldaten: Delegierte, Agitatoren, Kundschafter, Verbindungsmänner, Abteilungen, um Arbeiter und Regimenter herauszuholen. Die Flinten sind bei allen nach vorn gerichtet. Die stachligen Lastwagen riefen das Bild der Februartage in Erinnerung, elektrisierten die einen, terrorisierten die anderen. Der Kadett Nabokow schreibt: »Die gleichen wahnwitzigen, stumpfen, tierischen Gesichter, die wir noch aus den Februartagen in Erinnerung haben«, das heißt aus den Tagen jener Revolution, die die Liberalen offiziell ruhmreich und unblutig genannt hatten. Gegen 9 Uhr bewegten sich bereits sieben Regimenter zum Taurischen Palais. Unterwegs schlossen sich Kolonnen aus Fabriken und neue Truppenteile an. Die Bewegung des Maschinengewehrregiments bewies gewaltige Ansteckungskraft. Die »Julitage« waren eingeleitet.

Es begannen fliegende Meetings. Hier und dort hörte man Schüsse. Nach Schilderung des Arbeiters Korotkow »holte man auf dem Litejny-Prospekt aus einem Keller ein Maschinengewehr mit einem Offizier heraus, der an Ort und Stelle niedergemacht wurde«. Die verschiedensten Gerüchte eilen der Demonstration voraus, Angst verbreitet sich von ihr strahlenförmig in alle Richtungen. Was melden die Telefone der aufgescheuchten Zentrums-

viertel nicht alles! Man erzählt, gegen 8 Uhr abends sei ein bewaffnetes Automobil zum Warschauer Bahnhof herangejagt auf der Suche nach dem gerade an diesem Tage zur Front abreisenden Kerenski, in der Absicht, ihn zu verhaften, doch das Automobil hätte den Zug verpasst und die Verhaftung sei missglückt. Diese Episode wurde später mehr als einmal angeführt, als Beweis für die Verschwörung. Wer eigentlich in dem Automobil gewesen war und wer dessen geheimnisvolle Absichten aufgedeckt hat, ist allerdings unbekannt geblieben. An jenem Abend fuhren Automobile mit bewaffneten Menschen in allen Vierteln herum, wahrscheinlich auch im Umkreis des Warschauer Bahnhofs. Kräftige Worte an die Adresse Kerenskis ertönten vielerorts. Das diente wohl als Grundlage für die Mythe, nimmt man nicht an, dass sie überhaupt von Anfang bis zu Ende erfunden ist.

Die »Iswestja« entwarfen folgendes Schema der Ereignisse vom 3. Juli: »Um 5 Uhr nachmittags traten bewaffnet hervor: das 1. Maschinengewehrregiment, Teile des Moskauer-, des Grenadier- und des Pawlowski-Regiments. Ihnen schlossen sich Arbeiterhaufen an ... Gegen 8 Uhr abends begannen am Kschessinskaja-Palais einzelne Truppenteile in voller Kampfausrüstung zusammenzuströmen, mit roten Bannern und Plakaten, die den Übergang der Macht an die Sowjets forderten. Vom Balkon ertönen Reden ... Um 10 Uhr 30 findet auf dem Platze vor dem Gebäude des Taurischen Palais ein Meeting statt ... Die Truppenteile wählten eine Deputation, die dem Allrussischen Zentral-Exekutivkomitee in ihrem Namen folgende Forderungen überbrachte: Nieder mit den zehn bürgerlichen Ministern, alle Macht dem Sowjet, Einstellung der Offensive, Beschlagnahme der bürgerlichen Zeitungsdruckereien, Verstaatlichung von Grund und Boden, Produktionskontrolle.« Sieht man von einigen nebensächlichen Retuschen ab: »Teile von Regimentern« statt Regimenter, »Arbeiterhaufen« statt geschlossene Betriebe, dann kann man sagen, dass Zeretelli-Dans Offiziosus die Vorgänge im Allgemeinen nicht entstellt, insbesondere die zwei Brennpunkte der Demonstration richtig vermerkt: die Villa Kschessinskaja und das Taurische Palais. Geistig und physisch drehte sich die Bewegung um diese antagonistischen Zentren: Zum Hause Kschessinskaja geht man der Direktive, der Leitung, der begeisternden Rede wegen, zum Taurischen Palais, um Forderungen zu stellen und sogar um mit seiner Kraft zu drohen.

Um 3 Uhr nachmittags erschienen in der Stadtkonferenz der Bolschewiki, die an diesem Tage in der Villa Kschessinskaja stattfand, zwei Delegierte der Maschinengewehrschützen mit der Nachricht, ihr Regiment habe beschlossen hervorzutreten. Keiner hatte dies erwartet und keiner es gewünscht. Tomski erklärte: »Die Regimenter, die auf die Straße gegangen sind, handelten unkameradschaftlich, indem sie das Komitee unserer Partei nicht zur Besprechung der Demonstrationsfrage eingeladen haben. Das

Zentralkomitee schlägt der Konferenz vor: erstens, einen Aufruf herauszugeben, um die Massen zurückzuhalten, zweitens, in einem Appell das Exekutivkomitee aufzufordern, die Macht zu übernehmen. Jetzt von bewaffneter Demonstration zu sprechen, ohne eine neue Revolution zu wollen, ist unzulässig.« Tomski, ein alter Arbeiter-Bolschewik, der seine Treue zur Partei durch Jahre Katorga besiegelt hatte, später als Gewerkschaftsführer bekannt, neigte seinem Charakter nach überhaupt eher dazu, von einer Demonstration abzuhalten, als dazu aufzurufen. Aber diesmal entwickelte er nur Lenins Gedanken: »Jetzt von bewaffneter Demonstration zu sprechen, ohne eine neue Revolution zu wollen, ist unzulässig.« Sogar den Versuch der friedlichen Demonstration vom 10. Juni hatten ja die Versöhnler als Verschwörung verschrien! Die erdrückende Mehrheit der Konferenz war mit Tomski einverstanden. Man muss um jeden Preis die Lösung hinausziehen. Die Offensive an der Front hält das ganze Land in Spannung. Ihr Misserfolg ist vorbestimmt, wie auch die Bereitschaft der Regierung, die Verantwortung für die Niederlage auf die Bolschewiki abzuwälzen. Man muss den Versöhnlern Zeit lassen, sich endgültig zu kompromittieren. Wolodarski antwortete namens der Konferenz den Maschinengewehrschützen in dem Sinne, dass das Regiment sich dem Parteibeschluss zu fügen habe. Die Maschinengewehrschützen entfernen sich unter Protest. Um 4 Uhr bestätigt das Zentralkomitee den Beschluss der Konferenz. Ihre Teilnehmer gehen auseinander, in die Bezirke und Betriebe, um die Massen von einer Demonstration abzuhalten. Ein entsprechender Aufruf wird der »Prawda« geschickt zur Veröffentlichung am nächsten Morgen auf der ersten Seite. Stalin wird beauftragt, die vereinigte Tagung des Exekutivkomitees von dem Parteibeschluss in Kenntnis zu setzen. Die Absichten der Bolschewiki lassen somit keinen Platz für Zweifel. Das Exekutivkomitee wandte sich an die Arbeiter und Soldaten mit einer Warnung: »Unbekannte Menschen ... rufen euch mit den Waffen auf die Straße«, und bestätigte damit, dass der Ruf von keiner einzigen Sowjetpartei stammte. Aber die Zentralkomitees, der Parteien wie der Sowjets, denken und die Massen lenken.

Gegen 8 Uhr abends kam das Maschinengewehr- und hinterher das Moskauer-Regiment zum Palais Kschessinskaja. Populäre Bolschewiki: Newski, Laschewitsch, Podwojski, versuchten vom Balkon aus, die Regimenter zur Umkehr zu bewegen. Man antwortete ihnen von unten: Nieder! Solche Rufe hatte der bolschewistische Balkon von den Soldaten noch nicht vernommen und das war ein bedrohliches Anzeichen. Hinter dem Rücken der Regimenter tauchten die Betriebe auf: »Alle Macht den Sowjets!« »Nieder mit den zehn Ministern-Kapitalisten!« Das waren die Banner des 18. Juni. Aber jetzt waren sie von Bajonetten umgeben. Die Demonstration war eine machtvolle Tatsache. Was tun? Ist es für Bolschewiki denkbar, beiseite zu

stehen? Die Mitglieder des Petrograder Komitees gemeinsam mit den Konferenzdelegierten und den Vertretern der Regimenter und Betriebe beschließen: Die Frage zu revidieren, die unfruchtbaren Zurechtweisungen einzustellen, die zur Entfaltung gelangte Bewegung so zu lenken, dass die Regierungskrise im Interesse des Volkes gelöst werde; zu diesem Zwecke die Soldaten und Arbeiter aufzurufen, friedlich zum Taurischen Palais zu marschieren, Delegierte zu wählen und durch sie ihre Forderungen dem Exekutivkomitee zu übergeben. Die anwesenden Mitglieder des Zentralkomitees sanktionieren diese Änderung der Taktik. Der neue Beschluss, vom Balkon verkündet, wird mit Beifallsrufen und Marseillaise begrüßt. Die Bewegung ist von der Partei legalisiert: Die Maschinengewehrschützen können erleichtert aufatmen. Ein Teil des Regiments betritt sogleich die Peter-Paul-Festung, um deren Garnison zu beeinflussen und, wenn nötig, die von der Festung durch die schmale Kronwerksker Meerenge getrennte Villa Kschessinskaja gegen einen Anschlag zu schützen.

Die Spitzenabteilungen der Demonstration betreten den Newski, die Pulsader der Bourgeoisie, Bürokratie und des Offizierskorps, wie ein fremdes Land. Von Bürgersteigen, Fenstern und Balkonen späht lauernd die Missgunst tausender Augen. Regiment wälzt sich auf Betrieb, Betrieb auf Regiment heran. Es kommen immer neue und neue Massen. Alle Banner, Gold auf Rot, schreien ein und dasselbe: Alle Macht den Sowjets! Der Zug beherrscht den Newski und ergießt sich in unüberwindlichem Strom zum Taurischen Palais. Plakate: »Nieder mit dem Krieg«, rufen die schärfste Feindseligkeit bei den Offizieren, darunter nicht wenig Invaliden, hervor. Mit den Armen fuchtelnd und sich überschreiend, mühen sich Student, Studentin, Beamter ab, den Soldaten auseinanderzusetzen, dass die hinter ihrem Rücken stehenden deutschen Agenten Wilhelms Truppen nach Petrograd hereinlassen wollen, um die Freiheit zu ersticken. Den Rednern scheinen ihre eigenen Argumente unwiderstehlich. »Von Spionen betrogen!« sagen Beamte von den Arbeitern, die sie düster abwehren. »Von Fanatikern hineingehetzt!« antworten Nachsichtigere. »Dunkelmänner!« stimmen die einen und die anderen überein. Doch die Arbeiter haben ihr eigenes Maß für die Dinge. Nicht bei deutschen Spionen haben sie jenen Gedanken gelernt, der sie heute auf die Straße führt. Die Demonstranten drängen unhöflich die lästigen Belehrer aus ihrer Mitte und bewegen sich vorwärts. Das bringt die Patrioten vom Newski in Raserei. Stoßtrupps, am häufigsten von Invaliden und Georgsrittern angeführt, überfallen einzelne Demonstrantenreihen, um ein Banner zu entreißen. Da und dort kommt es zu Zusammenstößen. Die Atmosphäre wird erhitzt. Schüsse ertönen, einer, noch einer. Aus einem Fenster? Aus dem Anitschkin-Palais? Vom Pflaster antwortet man mit einer Salve nach oben – ohne Adresse. Vorübergehend gerät die Straße in

Verwirrung. Gegen Mitternacht, erzählt ein Arbeiter der Firma »Vulkan«, während das Grenadierregiment den Newski passierte, setzte neben der Öffentlichen Bibliothek von irgendwoher eine Schießerei ein, die etliche Minuten andauerte. Eine Panik brach aus. Die Arbeiter zerstreuten sich in die Seitenstraßen. Die Soldaten warfen sich unter dem Feuer hin: Nicht umsonst haben viele von ihnen die Schule des Krieges durchgemacht. Dieser mitternächtliche Newski-Prospekt mit den auf der Straße unter Feuer liegenden Gardegrenadieren bietet ein phantastisches Schauspiel. Weder Puschkin noch Gogol, die Sänger des Newski, haben sich ihn so vorgestellt! Indes war diese Phantastik Realität: Auf dem Pflaster blieben Tote und Verwundete.

Das Taurische Palais lebte an diesem Tage sein besonderes Leben. Angesichts des Austritts der Kadetten aus der Regierung berieten beide Exekutivkomitees, das der Arbeiter und Soldaten und das der Bauern, gemeinsam ein Referat Zeretellis über das Thema: Wie ist der Pelz der Koalition zu waschen, ohne das Fell nass zu machen? Das Geheimnis einer solchen Operation wäre wohl schließlich entdeckt worden, wenn das die unruhigen Vorstädte nicht verhindert hätten. Telefonische Berichte über das bevorstehende Auftreten des Maschinengewehrregiments rufen auf den Gesichtern der Führer Grimassen des Zorns und Ärgers hervor. Können denn die Soldaten und Arbeiter nicht abwarten, bis ihnen die Zeitungen rettende Entschlüsse bringen? Scheele Blicke der Mehrheit in die Richtung der Bolschewiki. Doch kam die Demonstration diesmal auch für diese überraschend. Kamenew und andere anwesende Vertreter der Partei erklären sich sogar bereit, nach der Tagessitzung in die Betriebe und Kasernen zu gehen, um die Massen von einer Demonstration zurückzuhalten. Später deuteten die Versöhnler diese Geste als Kriegslist. Die Exekutivkomitees nehmen eiligst einen Aufruf an, der, wie üblich, jede Demonstration als Revolutionsverrat erklärt. Was aber nun mit der Regierungskrise? Der Ausweg ist gefunden: Das amputierte Kabinett bleibt, wie es ist, und die Gesamtfrage wird bis zum Zusammentritt der Provinzmitglieder des Exekutivkomitees vertagt. Verschleppen, Zeit gewinnen für die eigenen Schwankungen – ist das nicht die weiseste aller Politik?

Nur im Kampfe gegen die Massen hielten die Versöhnler Zeitverlust für unzulässig. Der offizielle Apparat wurde unverzüglich in Bewegung gesetzt, um gegen den Aufstand – so wurde die Demonstration von Anfang an bezeichnet – zu rüsten. Die Führer suchten überall bewaffnete Kräfte zum Schutze der Regierung und des Exekutivkomitees. Unterzeichnet von Tschcheïdse und anderen Präsidiumsmitgliedern, ergingen an die verschiedensten militärischen Stellen Aufforderungen, dem Taurischen Palais Panzerautos, Drei-Zoll-Geschütze und Geschosse zu liefern. Gleichzeitig

erhielten fast sämtliche Regimenter Befehl, bewaffnete Abteilungen zur Verteidigung des Palais zu entsenden. Doch machte man dabei nicht halt. Das Büro beeilte sich noch am selben Tage, an die Front, und zwar an die der Hauptstadt nächstgelegene 5. Armee, telegrafisch Order zu geben, »nach Petrograd eine Kavalleriedivision, eine Infanteriebrigade und Panzerwagen zu schicken«. Der Menschewik Wojtinski, der mit dem Schutz des Exekutivkomitees betraut war, gestand später in seinem retrospektiven Überblick: »Der ganze Tag des 3. Juli war ausgefüllt mit der Zusammenziehung von Truppen, mit der Befestigung des Taurischen Palais ... Wir hatten die Aufgabe, mindestens einige Kompanien heranzuholen ... Eine Zeit lang besaßen wir absolut keine militärischen Kräfte. An der Eingangstüre des Taurischen Palais standen sechs Mann Posten, die außerstande waren, die Menge aufzuhalten ...« Dann wieder: »Am ersten Demonstrationstag waren zu unserer Verfügung nur 100 Mann, – mehr Kräfte besaßen wir nicht. Wir entsandten Kommissare an alle Regimenter mit der Bitte, uns Soldaten für den Wachtdienst zu stellen ... Aber jedes Regiment blickte sich nach dem anderen um, – was dieses tun werde. Man musste um jeden Preis diesem Unwesen ein Ende bereiten, und wir forderten Truppen von der Front an.« Sogar vorsätzlich ließe sich schwer eine bösere Satire auf die Versöhnler ausdenken. Hunderttausende Demonstranten fordern die Übergabe der Macht an die Sowjets. Tschcheïdse, der das Sowjetsystem repräsentiert und schon allein damit Kandidat für den Premierposten, sucht Militärkräfte gegen die Demonstranten. Die grandiose Bewegung für die Macht der Demokratie wird von deren Führern erklärt als Überfall bewaffneter Banden auf die Demokratie.

Im gleichen Taurischen Palais trat nach langer Pause die Arbeitersektion des Sowjets zusammen, die während der letzten zwei Monate durch partielle Neuwahlen in den Betrieben ihre Zusammensetzung derart hatte verändern können, dass das Exekutivkomitee nicht ohne Grund dort eine Übermacht der Bolschewiki befürchtete. Die künstlich hinausgeschobene Sitzung der Sektion, die schließlich einige Tage vorher von den Versöhnlern selbst anberaumt worden war, fiel zufälligerweise mit der bewaffneten Demonstration zusammen: Die Zeitungen erblickten auch darin die Hand der Bolschewiki. Sinowjew entwickelte in seinem Referat vor der Sektion triftig den Gedanken, dass die Versöhnler, Verbündete der Bourgeoisie, gegen die Konterrevolution weder kämpfen wollten noch könnten, denn unter diesem Namen verstünden sie nur vereinzelte Äußerungen des Schwarzhundert-Hooliganentums, nicht aber den politischen Zusammenschluss der besitzenden Klassen mit dem Ziele, die Sowjets, als Widerstandszentren der Werktätigen, zu zermalmen. Das Referat traf den Kern. Die Menschewiki, die sich zum ersten Mal auf sowjetistischem Boden in der Minderheit fühlten, schlagen vor, keine Beschlüsse zu fassen, sondern zum Schutze der Ordnung in

die Bezirke auseinander zu gehen. Aber schon ist's zu spät! Die Kunde davon, dass vor dem Taurischen Palais bewaffnete Arbeiter und Maschinengewehrschützen aufmarschiert seien, ruft im Saal größte Erregung hervor. Die Tribüne besteigt Kamenew. »Wir haben zur Demonstration nicht aufgerufen«, sagt er, »sondern die Volksmassen sind von selbst auf die Straße gegangen ... Wenn aber die Massen hinausgegangen sind, ist unser Platz unter ihnen ... Unsere Aufgabe ist jetzt, der Bewegung einen organisierten Charakter zu verleihen.« Kamenew schließt mit dem Vorschlag, eine Kommission von 25 Mann zur Leitung der Bewegung zu wählen. Trotzki unterstützt diesen Vorschlag. Tschcheïdse fürchtet die bolschewistische Kommission und dringt vergeblich darauf, die Frage an das Exekutivkomitee zu verweisen. Die Debatte nimmt stürmischen Charakter an. Sobald sie sich endgültig überzeugt haben, zusammen nicht mehr als ein Drittel der Versammlung zu bilden, verlassen Menschewiki und Sozialrevolutionäre den Saal. Das wird nun überhaupt die beliebte Taktik der Demokraten: Sie beginnen die Sowjets in dem Augenblick zu boykottieren, wo sie in ihnen die Mehrheit verlieren. Eine Resolution, die das Zentral-Exekutivkomitee auffordert, die Macht in seine Hand zu nehmen, wird mit 276 Stimmen angenommen, in Abwesenheit der Opposition. Es werden auch sofort 15 Mann in die Kommission gewählt; zehn Plätze hält man der Minderheit frei; sie werden unbesetzt bleiben. Die Tatsache der Wahl einer bolschewistischen Kommission bedeutete für Freund und Feind, dass die Arbeitersektion des Petrograder Sowjets von nun an die Basis des Bolschewismus geworden war. Ein großer Schritt vorwärts! Im April erstreckte sich der Einfluss der Bolschewiki ungefähr auf ein Drittel der Petrograder Arbeiter; im Sowjet bildeten sie in jenen Tagen einen unbedeutenden Sektor. Jetzt, Anfang Juli stellen die Bolschewiki der Arbeitersektion etwa zwei Drittel der Delegierten: Das bedeutet, dass ihr Einfluss in den Massen entscheidend geworden ist.

Durch die zum Taurischen Palais führenden Straßen strömen Arbeiter-, Arbeiterinnen- und Soldatenkolonnen mit Bannern, Gesang und Musik. Es zieht leichte Artillerie auf, deren Kommandeur Begeisterung auslöst durch die Mitteilung, sämtliche Batterien der Division seien mit den Arbeitern. Durchfahrt und Garten am Taurischen Palais sind vom Volke überfüllt. Alle drängen sich vor der Tribüne bei der Haupteinfahrt des Palais zusammen. Zu den Demonstranten tritt Tschcheïdse heraus mit der verdrießlichen Miene eines Menschen, den man unnütz bei der Arbeit gestört hat. Der populäre Sowjetvorsitzende wird von missgünstigem Schweigen empfangen. Mit müder und heiserer Stimme wiederholt Tschcheïdse die allgemeinen Phrasen, deren alle schon überdrüssig sind. Nicht besser wird auch der ihm zu Hilfe auftauchende Wojtinsky aufgenommen. »Dagegen wurde Trotzki, der« – nach Miljukows Worten – »verkündete, nun sei der Moment

gekommen, wo die Macht an die Sowjets übergehen müsse, mit stürmischem Beifall begrüßt« ... Dieser Satz ist beabsichtigt zweideutig. Keiner der Bolschewiki sagte, »der Moment ist gekommen«. Ein Schlosser der kleinen Fabrik Duflon auf der Petersburger Seite erzählte später über das Meeting vor den Mauern des Taurischen Palais: »Ich erinnere mich an die Rede Trotzkis, der sagte, dass es noch nicht an der Zeit sei, die Macht zu übernehmen.« Der Schlosser gibt den Sinn der Rede richtiger wieder als der Geschichtsprofessor. Aus dem Munde der bolschewistischen Redner erfuhren die Demonstranten von dem eben in der Arbeitersektion errungenen Sieg, und diese Tatsache gab ihnen eine fast greifbare Befriedigung – als Eintritt in die Epoche der Sowjetmacht.

Die vereinigte Sitzung der Exekutivkomitees wurde kurz vor Mitternacht wieder eröffnet: Um diese Zeit warfen sich die Grenadiere auf dem Newski hin. Auf Dans Antrag wird bestimmt, dass in der Versammlung nur jene bleiben dürfen, die sich im Voraus verpflichten, angenommene Beschlüsse zu verteidigen und durchzuführen. Das ist ein neues Wort! Das Arbeiter- und Soldatenparlament, als welches die Menschewiki den Sowjet proklamiert hatten, versuchen sie nun in ein administratives Organ der Versöhnlermehrheit umzuwandeln. Wenn sie in der Minderheit bleiben werden – es sind nur noch zwei Monate bis dahin – werden die Versöhnler leidenschaftlich die Sowjetdemokratie verteidigen. Heute aber, wie auch sonst in allen entscheidenden Momenten des öffentlichen Lebens, wird die Demokratie zur Reserve entlassen. Einige Interrayonisten verließen unter Protest die Sitzung; Bolschewiki waren überhaupt nicht zugegen, sie berieten in der Villa Kschessinskaja, was morgen zu tun. Im weiteren Verlauf der Sitzung erscheinen die Interrayonisten und Bolschewiki im Saal mit der Erklärung, niemand könne ihnen das Mandat rauben, das ihnen die Wähler übertragen haben. Die Mehrheit schweigt sich aus und Dans Resolution fällt unmerklich unter den Tisch. Die Sitzung schleppt sich hin wie eine Agonie. Mit welken Stimmen überzeugen die Versöhnler einander von ihrem Recht. Zeretelli als Post- und Telegrafenminister beklagt sich über die unteren Beamten: »Von dem Post- und Telegrafenstreik habe ich erst soeben erfahren ... Was die politischen Forderungen trifft, so ist ihre Parole ebenfalls: Alle Macht den Sowjets!« ... Delegierte der das Palais von allen Seiten umlagernden Demonstranten fordern Zutritt zur Sitzung. Man lässt sie besorgt und feindselig ein. Indes glaubten die Delegierten aufrichtig, die Versöhnler könnten diesmal nicht anders, als ihnen entgegenkommen. Enthüllten doch die durch den Austritt der Kadetten erhitzten Zeitungen der Menschewiki und Sozialrevolutionäre heute selbst Intrigen und Sabotage ihrer bürgerlichen Verbündeten. Außerdem hat sich die Arbeitersektion für die Macht der Sowjets ausgesprochen. Worauf noch warten? Doch die leidenschaftlichen

Appelle, in denen die Empörung noch Hoffnung atmet, fallen kraftlos und unangebracht in die abgestandene Atmosphäre des Versöhnlerparlaments. Die Führer beschäftigt nur ein Gedanke: wie die ungebetenen Gäste am schnellsten loswerden? Man bittet sie, sich auf die Galerie zu entfernen: Sie auf die Straße zu jagen, zu den Demonstranten, wäre zu unvorsichtig. Von der Galerie herab hörten die Maschinengewehrschützen verwundert die sich entwickelnden Debatten an, deren einziges Ziel war, Zeit zu gewinnen: Die Versöhnler warteten auf zuverlässige Regimenter. »In den Straßen ist revolutionäres Volk«, sprach Dan, »aber dieses Volk verrichtet eine konterrevolutionäre Sache ...« Dan wird unterstützt von Abramowitsch, einem der Führer des jüdischen Bundes, einem konservativen Pedanten, dessen sämtliche Instinkte durch die Revolution verletzt sind. »Wir sind Zeugen einer Verschwörung«, behauptet er entgegen allem Augenschein und fordert die Bolschewiki auf, offen zuzugeben, dass »es ihre Arbeit ist«. Zeretelli vertieft das Problem: »Auf die Straße zu gehen mit der Forderung: Alle Macht den Sowjets, – ist das eine Unterstützung der Sowjets? Wenn die Sowjets wollten, sie könnten die Macht haben. Hindernisse stehen dem Willen der Sowjets von keiner Seite entgegen. Solche Aktionen aber gehen nicht den Weg der Revolution, sondern den Weg der Konterrevolution.« Diese Überlegungen konnten die Arbeiterdelegierten unmöglich begreifen. Es schien ihnen, die hohen Führer seien völlig übergeschnappt. Schließlich bestätigt die Versammlung noch einmal mit allen gegen elf Stimmen, dass das bewaffnete Auftreten ein Dolchstoß in den Rücken der revolutionären Armee sei und so weiter. Die Sitzung wird um 5 Uhr morgens geschlossen.

Die Massen versickerten allmählich in ihre Bezirke. Bewaffnete Automobile waren die ganze Nacht unterwegs, Regimenter, Fabriken, Bezirkszentren miteinander verbindend. Wie Ende Februar, zogen auch jetzt die Massen nachts das Fazit des verflossenen Kampftages. Aber nun taten sie es mit Hilfe eines komplizierten Systems von Organisationen: der Betriebe, der Partei, der Truppen, die dauernd miteinander berieten. Es galt in den Bezirken als selbstverständlich, dass die Bewegung nicht beim halben Worte haltmachen durfte. Das Exekutivkomitee hatte den Beschluss über die Machtfrage vertagt. Die Massen deuteten es als Schwankung. Die Schlussfolgerung war klar: Man muss weiter nachdrücken. Die Nachtsitzung der Bolschewiki und Interrayonisten, die im Taurischen Palais parallel mit der Sitzung der Exekutivkomitees stattfand, zog ebenfalls das Fazit des vergangenen Tages und versuchte vorauszusehen, was der morgige Tag in sich berge. Die Berichte aus den Bezirken besagten, dass die heutige Demonstration die Massen erst in Bewegung gebracht und zum ersten Mal die Machtfrage in aller Schärfe vor ihnen gestellt habe. Morgen werden die Fabriken und Regimenter auf Antwort drängen und nichts wird sie in den Außenbezirken

festhalten. Die Diskussionen drehten sich nicht um die Frage, ob man zur Machtergreifung aufrufen solle oder nicht, wie später die Gegner behaupteten, sondern darum, ob man versuchen müsse, die Demonstration zu liquidieren, oder aber sich am nächsten Morgen an ihre Spitze stellen soll.

Spät in der Nacht, kurz vor 3 Uhr, marschierte das Putilow-Werk, eine dreißigtausendköpfige Masse, viele mit Frauen und Kindern, ans Taurische Palais heran. Der Zug hatte sich um 11 Uhr in Bewegung gesetzt, unterwegs hatten sich ihm andere, saumseligere Betriebe angeschlossen. Am Narwaer Tor war trotz der späten Nachtstunde die Volksansammlung so groß, als sei niemand im Bezirk zurückgeblieben. Die Frauen hatten geschrien: »Alle müssen gehen ... Wir werden die Wohnungen bewachen ...« Nach dem Läuten vom Glockenturm der Erlöserkirche fielen Schüsse, wie aus einem Maschinengewehr. Von unten gab man eine Salve gegen den Glockenturm »Beim Gostinyj Dwor (›Handelshof‹) überfiel eine Gesellschaft von Junkern und Studenten die Demonstranten, und versuchte ihnen ein Plakat zu entreißen. Die Arbeiter leisteten Widerstand, es kam zu einem Handgemenge, jemand schoss, dem Schreiber dieser Zeilen wurde der Kopf eingeschlagen, Hüften und Brust mit Füßen getreten.« Dies erzählt der uns schon bekannte Arbeiter Jefimow. Nachdem sie die ganze, schon in Schweigen gehüllt Stadt durchquert hatten, erreichten die Putilower schließlich das Taurische Palais. Dank der energischen Vermittlung des damals mit den Gewerkschaften eng verbundenen Rjasanow wurde eine Betriebsdelegation zum Exekutivkomitee durchgelassen. Die Arbeitermasse, hungrig und todmüde, lagerte sich auf der Straße und im Garten, die meisten streckten sich hin in der Hoffnung, eine Antwort zu erlangen. Das Putilow-Werk, um 3 Uhr nachts auf der Erde lagernd, rings um das Taurische Palais, wo die demokratischen Führer die Ankunft der Truppen von der Front erwarteten – das ist eines der erschütterndsten Bilder der Revolution auf dem scharfen Bergpass vom Februar zum Oktober. Zwölf Jahre vorher haben nicht wenige dieser Arbeiter an der Januarprozession zum Winterpalais teilgenommen, unter Heiligenbildern und Kirchenfahnen; Jahrhunderte sind verstrichen seit jenem Sonntag. Neue Jahrhunderte werden verstreichen im Laufe der nächsten vier Monate.

Auf die Beratung der bolschewistischen Führer und Organisatoren, die über den morgigen Tag streiten, legt sich der schwere Schatten des Putilow-Werkes, das im Hofe lagert. Morgen werden die Putilower nicht zur Arbeit gehen: Von welcher Arbeit könnte auch die Rede sein nach dem nächtlichen Wachen? Sinowjew wird unterdessen zum Telefon gerufen; aus Kronstadt telefoniert Raskolnikow, um zu melden: Am frühen Morgen werde die Festungsgarnison nach Petrograd marschieren und niemand und nichts sie davon abbringen. Der junge Unterleutnant zur See bleibt am anderen Ende des Telefondrahtes hängen: Ist es denkbar, dass das Zentralkomitee ihm

befehlen wird, sich von den Matrosen zu trennen und sich in ihren Augen zu erledigen? Zu dem Bilde des Feldlager haltenden Putilow-Werkes gesellt sich ein anderes, nicht weniger eindrucksvolles Bild der Matroseninsel, die in diesen schlaflosen Nachtstunden zur Hilfeleistung des Arbeiter- und Soldaten-Petrograd rüstet. Nein, die Lage ist zu klar. Für Schwankungen ist kein Raum mehr. Trotzki fragt zum letzten Mal: vielleicht doch noch versuchen, der Demonstration einen unbewaffneten Charakter zu verleihen? Nein, auch davon kann keine Rede sein. Eine Kolonne Junker würde Zehntausende Unbewaffneter vor sich hertreiben wie eine Hammelherde. Die Soldaten und auch die Arbeiter würden einen solchen Vorschlag mit Entrüstung aufnehmen wie eine Falle. Die Antwort ist kategorisch und überzeugend. Einmütig beschließen alle, die Massen morgen zur Fortsetzung der Demonstration im Namen der Partei aufzurufen. Sinowjew befreit Raskolnikows Seele, der sich am Telefon abmartert. Es wird sogleich ein Aufruf an die Arbeiter und Soldaten verfasst: Auf die Straße! Der Tagesaufruf des Zentralkomitees zum Abbruch der Demonstration wird aus der Stereotypplatte herausgeschnitten; aber es ist bereits zu spät, ihn durch einen neuen Text zu ersetzen. Die weiße Seite der »Prawda« wird morgen ein mörderisches Corpus delicti gegen die Bolschewiki werden: Sie haben es wohl im letzten Moment mit der Angst gekriegt und den Aufruf zum Aufstande zurückgezogen; oder vielleicht umgekehrt: haben auf den ursprünglichen Aufruf zur friedlichen Demonstration verzichtet, um die Sache zum Aufstand kommen zu lassen? Indes erschien der wahre Beschluss der Bolschewiki als Flugblatt. Es rief die Arbeiter und Soldaten auf, »ihren Willen durch eine friedliche und organisierte Demonstration den im Augenblick tagenden Exekutivkomitees kundzutun«. Nein, das ist kein Appell zum Aufstande!

»Julitage«: Kulminationspunkt und Zertrümmerung

Die unmittelbare Leitung der Bewegung geht nunmehr endgültig in die Hände des Petrograder Parteikomitees über, dessen agitatorische Hauptkraft Wolodarski ist. Die Mobilisierung der Garnison obliegt der Militärischen Organisation. An ihre Spitze waren bereits im März zwei alte Bolschewiki gestellt worden, denen die Organisation in ihrer weiteren Entwicklung vieles zu verdanken haben wird. Podwojski, eine grelle und eigenartige Figur in den Reihen des Bolschewismus, mit den Zügen des russischen Revolutionärs alten Typus vom Schlage ehemaliger Seminaristen, ein Mann von großer, wenn auch undisziplinierter Energie und schöpferischer Phantasie, die allerdings leicht auf Projektemacherei verfiel. Das Wort »Podwojskerei« erhielt später im Munde Lenins einen gutmütig-ironischen und warnenden Charakter. Doch sollten die schwachen Seiten dieser überschäumenden Natur sich hauptsächlich erst nach der Machteroberung zeigen, als der Reichtum an Möglichkeiten und Mitteln der verschwenderischen Energie Podwojskis und seiner Leidenschaft für dekorative Unternehmungen allzu viele Antriebe bot. Unter den Bedingungen des revolutionären Machtkampfes war er durch seine optimistische Entschlossenheit, Selbstaufopferung, Unermüdlichkeit wie geschaffen zum unersetzbaren Führer der erwachenden Soldaten. Newski, früher Privatdozent, prosaischeren Schlages als Podwojski, der Partei jedoch nicht weniger ergeben als dieser, durchaus kein Organisator und nur dank einem unglücklichen Zufall ein Jahr später für kurze Zeit auf den Posten eines Sowjetverkehrsministers geraten, nahm die Soldaten durch Einfachheit, Umgänglichkeit und aufmerksame Weichheit ein. Um diese Führer sammelte sich eine Gruppe engerer Mitarbeiter, Soldaten und junge Offiziere, von denen einigen bevorstand, später keine geringe Rolle zu spielen. In der Nacht zum 4. Juli rückt die Militärische Organisation jäh in den Vordergrund. Um Podwojski, der mühelos die Kommandofunktionen eroberte, entsteht ein improvisierter Stab. An alle Teile der Garnison werden kurze Aufrufe und Anordnungen verschickt. Um die Demonstranten gegen Überfälle zu schützen, wird befohlen, an Brücken, die von der Peripherie ins Zentrum führten, und an den Knotenpunkten der wichtigsten Verkehrsadern Panzerwagen aufzustellen. Die Maschinengewehrschützen hatten schon in der Nacht bei der Peter-Paul-Festung eine eigene Wache errichtet. Telefonisch sowie durch Boten werden die Garnisonen von Oranienbaum, Peterhof, Krassnoje Selo und anderen in der Umgebung der Hauptstadt liegenden Punkten von der morgigen Demonstration benach-

richtigt. Die gesamte politische Leitung bleibt selbstverständlich in den Händen des Zentralkomitees.

Die Maschinengewehrschützen kehrten erst gegen Morgen in ihre Baracken zurück, müde und trotz des Juli fröstelnd. Der Nachtregen hat die Putilower bis auf den letzten Faden durchnässt. Die Demonstranten versammeln sich erst gegen 11 Uhr vormittags. Die Truppenteile rücken noch später aus. Das 1. Maschinengewehrregiment ist auch heute vollzählig auf der Straße. Aber es spielt bereits nicht mehr die Rolle des Anstifters wie am Vorabend. In den Vordergrund sind die Betriebe gerückt. Der Bewegung haben sich auch jene Fabriken angeschlossen, die gestern abseits gestanden. Wo die Leitung schwankt oder sich widersetzt, zwingt die Arbeiterjugend das wachdiensthabende Mitglied des Fabrikkomitees, zum Zeichen der Arbeitseinstellung die Fabriksirene heulen zu lassen. Auf dem Baltischen Werk, wo Menschewiki und Sozialrevolutionäre überwogen, gingen von 5000 Arbeitern 4000 auf die Straße. In der Schuhfabrik Skorochod, die lange als Feste der Sozialrevolutionäre galt, hatte sich inzwischen ein so schroffer Stimmungsumschwung vollzogen, dass der alte Betriebsdeputierte, ein Sozialrevolutionär, einige Tage sich nicht zeigen durfte. Es streikten sämtliche Betriebe, Meetings fanden statt. Man wählte Demonstrationsführer und Delegierte zur Überreichung der Forderungen an das Exekutivkomitee. Wieder zogen Hunderttausende strahlenförmig zum Taurischen Palais und wieder bogen Aberzehntausende unterwegs zur Villa Kschessinskaja ab. Die heutige Bewegung ist imposanter und organisierter als die gestrige: Man merkt die leitende Hand der Partei. Aber auch die Atmosphäre ist heute heißer: Soldaten und Arbeiter erstreben die Lösung der Krise. Die Regierung martert sich ab, denn heute, am zweiten Demonstrationstag, ist ihre Ohnmacht noch offensichtlicher als gestern. Das Exekutivkomitee wartet auf treue Truppen und erhält von überall Meldungen, gegen die Hauptstadt marschierten feindliche Teile. Aus Kronstadt, aus Nowyj Peterhof, aus Krassnoje Selo, aus dem Fort Krassnaja Gorka, aus der gesamten näheren Peripherie, zu Wasser und zu Lande bewegen sich Matrosen und Soldaten mit Musikorchester, Gewehren und, was das Schlimmste ist, mit bolschewistischen Plakaten. Einige Regimenter führen, ganz wie in den Februartagen, ihre Offiziere mit und tun so, als marschierten sie unter deren Kommando.

»Die Regierungstagung war noch nicht beendet«, erzählt Miljukow, »als man aus dem Stab meldete, auf dem Newski gehe eine Schießerei vor sich. Es wurde beschlossen, die Tagung in den Stab zu verlegen. Dort befanden sich Fürst Lwow, Zeretelli, Justizminister Perewersew und zwei Gehilfen des Kriegsministers. Es war ein Moment, wo die Lage der Regierung hoffnungslos schien. Die Preobraschensker, Semjonowsker und Ismajlowsker, die sich den Bolschewiki nicht angeschlossen hatten, erklärten auch der

Regierung, sie würden ›Neutralität‹ wahren. Auf dem Schlossplatz standen zur Verteidigung des Stabes nur Invaliden und einige Hundertschaften Kosaken.« General Polowzew veröffentlichte am Morgen des 4. Juli eine Bekanntmachung über die bevorstehende Säuberung Petrograds von bewaffneten Haufen; die Bewohner wurden strengstens angehalten, die Tore zu schließen und nicht ohne dringende Notwendigkeit auf die Straße zu gehen. Der dräuende Befehl erwies sich als Blindgänger. Der Kreiskommandierende der Truppen vermochte bloß, kleine Kosaken- und Junkerabteilungen gegen die Demonstranten zu werfen. Im Laufe des Tages riefen sie sinnlose Geplänkel und blutige Zusammenstöße hervor. Der Kornett des 1. Don-Regiments, das das Winterpalais beschützte, berichtete der Untersuchungskommission: »Es war befohlen, vorbeikommende kleinere Menschengruppen, welcher Art immer, ebenso bewaffnete Automobile zu entwaffnen. In Ausführung dieses Befehls liefen wir von Zeit zu Zeit in Marschordnung vors Palais und nahmen Entwaffnungen vor ...« Die simple Darstellung des Kosakenfähnrichs schildert fehlerlos sowohl das Kräfteverhältnis wie das Kampfbild. Die »meuternden« Truppen treten aus den Kasernen in Kompanien und Bataillonen heraus und beherrschen Straßen und Plätze. Die Regierungstruppen operieren aus dem Hinterhalt durch jähe Überfälle, in kleinen Abteilungen, das heißt gerade so, wie es sich für aufständische Partisanen geziemt. Der Rollenwechsel erklärt sich damit, dass fast die gesamte bewaffnete Macht der Regierung dieser feindlich, im günstigsten Falle neutral gegenübersteht. Die Regierung lebt von Gnaden des Exekutivkomitees, das sich selbst nur hält durch die Hoffnung der Massen, es werde sich endlich besinnen und die Macht übernehmen.

Den höchsten Schwung verlieh der Demonstration das Erscheinen der Kronstädter Matrosen in der Petrograder Arena. Bereits am Vorabend hatten in der Garnison der Seefestung Delegierte der Maschinengewehrschützen gearbeitet. Für die lokalen Organisationen unerwartet, fand auf Initiative aus Petrograd eingetroffener Anarchisten auf dem Ankerplatz ein Meeting statt. Die Redner forderten Hilfe für Petrograd. Roschal, Student der Medizin, einer der jungen Kronstädter Helden und Liebling des Ankerplatzes, versuchte mit einer mäßigenden Rede aufzutreten. Tausende Stimmen unterbrachen ihn. Roschal, an andere Empfänge gewöhnt, musste die Tribüne verlassen. Erst in der Nacht wurde bekannt, dass die Bolschewiki in Petrograd auf die Straße rufen. Das entschied die Frage. Die linken Sozialrevolutionäre – in Kronstadt gab es und konnte es keine rechten geben – erklärten, auch sie seien entschlossen, an der Demonstration teilzunehmen. Diese Menschen gehörten der gleichen Partei wie Kerenski an, der zur selben Zeit an der Front Truppen zur Niederschlagung der Demonstranten sammelte. Die Stimmung in der nächtlichen Sitzung der Kronstädter Orga-

nisationen ist derart, dass sogar der schüchterne Kommissar der Provisorischen Regierung, Partschewski, für den Marsch auf Petrograd stimmt. Es wird ein Plan entworfen, die schwimmenden Hilfsmittel werden mobilisiert, für Bedürfnisse der politischen Landung aus dem Waffendepot 75 Pud Schießvorräte ausgegeben. Auf Schleppern und Passagierdampfern fahren annähernd 10 000 bewaffnete Matrosen, Soldaten und Arbeiter gegen 12 Uhr nachts in die Newamündung hinein. Auf beiden Flussufern landend, vereinigen sie sich zu einem Zuge und marschieren, Gewehre am Riemen, mit Musik. Hinter Matrosen- und Soldatenabteilungen Arbeiterkolonnen der Petrograder und Wassiljiostrower Bezirke, abwechselnd mit Mannschaften der Roten Garde. An den Seiten Panzerwagen. Über den Häuptern zahllose Banner und Plakate.

Zwei Schritt entfernt das Palais Kschessinskaja. Der kleine, schmächtige, pechschwarze Swerdlow, einer der Stammorganisatoren der Partei, in der Aprilkonferenz dem Zentralkomitee zugeteilt, stand auf dem Balkon und gab, sachlich wie immer, von oben mit mächtigem Bass Anweisungen: »Die Spitze des Zuges vorrücken, dichter zusammenschließen, die hinteren Reihen zusammenziehen.« Die Demonstranten begrüßte vom Balkon aus Lunatscharski, stets bereit, sich von der Stimmung der Umgebung anstecken zu lassen, imponierend durch Aussehen und Organ, deklamatorisch beredsam, nicht sehr zuverlässig, aber häufig unersetzbar. Ihm wurde von unten stürmisch applaudiert. Aber die Demonstranten wünschten vor allem Lenin selbst zu hören – den man gerade an diesem Morgen aus seinem finnländischen Asyl herbeigerufen hatte –, und die Matrosen blieben so beharrlich bei ihrem Verlangen, dass Lenin, trotz einem Unwohlsein, sich dem nicht zu entziehen vermochte. Eine ungezügelte, rein kronstädtische Begeisterungswelle begrüßte das Erscheinen des Führers auf dem Balkon. Ungeduldig und wie stets halb verlegen die Begrüßung hinnehmend, begann Lenin, bevor noch die Stimmen verstummten. Seine Rede, die dann wochenlang von der feindlichen Presse in allen Tonarten zerzaust wurde, bestand aus einigen einfachen Sätzen: Begrüßung der Demonstranten; Worte der Gewissheit, dass die Parole »Alle Macht den Sowjets« schließlich siegen werde, Mahnung zu Ausdauer und Standhaftigkeit. Mit neuen Rufen formiert sich die Demonstration unter Orchesterklängen. Zwischen dieser festlichen Einleitung und der nächsten Etappe, wo Blut floss, keilt sich eine kuriose Episode ein. Die Führer der Kronstädter linken Sozialrevolutionäre entdeckten erst auf dem Marsfelde an der Spitze der Demonstration ein Riesenplakat des Zentralkomitees der Bolschewiki, das aufgetaucht war nach dem Aufenthalt vor dem Hause Kschessinskaja; vor Parteieifersucht brennend, verlangten sie seine Entfernung. Die Bolschewiki weigerten sich. Darauf erklärten die Sozialrevolutionäre, dann gingen sie überhaupt weg. Von den Matrosen und

Soldaten folgte jedoch niemand den Führern. Die gesamte Politik der linken Sozialrevolutionäre bestand aus solchen launenhaften, bald komischen, bald tragischen Schwankungen.

An der Ecke des Newski- und des Litejny-Prospektes wurde die Nachhut der Demonstration plötzlich beschossen, es gab einige Opfer. Eine erbitterte Beschießung folgte an der Ecke des Litejny-Prospektes und der Pantelejmonowskaja-Straße. Der Führer der Kronstädter, Raskolnikow, erinnert sich, wie schwer die Demonstranten betroffen waren von der »Ungewissheit: Wo ist der Feind? Woher, von welcher Seite wird geschossen?« Die Matrosen griffen zu den Gewehren, es begann eine regellose Schießerei nach allen Richtungen, einige Mann wurden getötet, einige verwundet. Nur mit großer Mühe gelang es, so etwas wie Ordnung wiederherzustellen. Der Zug marschierte weiter unter Musikklängen, doch von der festlich gehobenen Stimmung war keine Spur mehr geblieben. »Überall schien der unsichtbare Feind zu lauern. Die Gewehre ruhten nicht mehr friedlich an der linken Schulter, sondern wurden in Bereitschaft gehalten.«

Der blutigen Zusammenstöße gab es während des Tages in verschiedenen Stadtteilen nicht wenige. Ein gewisser Teil davon geht auf Konto von Missverständnissen, Wirrwarr, abirrenden Kugeln und Panik. Solche tragischen Zufälle sind unvermeidliche Mehrausgaben einer Revolution, die selbst eine Mehrausgabe der historischen Entwicklung ist. Aber auch ein Element blutiger Provokation ist in den Juliereignissen ganz unbestreitbar, wurde in jenen Tagen festgestellt und später bestätigt. »... Als die demonstrierenden Soldaten«, erzählt Podwojski, »den Newski und die anliegenden, vorwiegend von Bourgeoisie bevölkerten Straßen passierten, tauchten unheilverkündende Anzeichen eines Zusammenstoßes auf, seltsame, unbekannt woher und von wem abgegebene Schüsse ... Durch die Kolonnen ging anfangs eine Verwirrung, dann eröffneten die weniger Standhaften und Disziplinierten eine regellose Schießerei.« In den offiziellen »Iswestja« beschrieb der Menschewik Kantorowitsch die Beschießung einer Arbeiterkolonne mit folgenden Worten: »Auf der Sadowaja Straße marschierte eine 60 000-köpfige Menge Arbeiter verschiedener Betriebe. Während sie an der Kirche vorbeigingen, ertönte vom Glockenturm Geläut, und wie auf ein Signal hin begann von den Hausdächern eine Schießerei aus Gewehren und Maschinengewehren. Als die Arbeitermenge auf die andere Straßenseite stürzte, ertönten auch von den Häusern der entgegengesetzten Seite Schüsse.« Von den Boden und Dächern aus, wo sich im Februar Protopopows »Pharaonen« mit Maschinengewehren eingenistet hatten, wirkten jetzt Mitglieder von Offiziersorganisationen. Durch Beschießung der Demonstranten suchten sie, nicht ohne Erfolg, Panik zu säen und Zusammenstöße zwischen den Truppenteilen hervorzurufen. Bei Durchsuchung der Häuser, aus denen

geschossen worden war, fand man Maschinengewehrnester, mitunter auch die Schützen selbst.

Hauptursache des Blutvergießens jedoch waren die Regierungsabteilungen, zwar ohnmächtig, mit der Bewegung fertigzuwerden, aber ausreichend für Provokation. Gegen 8 Uhr abends, als die Demonstration in vollem Schwunge war, begaben sich zwei Kosakenhundertschaften mit leichtem Geschütz zur Verteidigung des Taurischen Palais. Unterwegs Verhandlungen mit den Demonstranten hartnäckig ablehnend, was an sich ein schlimmes Zeichen war, fingen die Kosaken, wo sie nur konnten, bewaffnete Automobile ab und entwaffneten einzelne kleinere Gruppen. Kosakengeschütze in den von Arbeitern und Soldaten besetzten Straßen bedeuteten eine unerträgliche Herausforderung. Alles kündet Zusammenstöße an. An der Litejny-Brücke geraten die Kosaken auf kompakte Massen des Feindes, der hier Zeit gefunden hat, auf dem Wege zum Taurischen Palais einige Hindernisse zu errichten. Eine Minute unheilvoller Stille, die durch Schüsse aus den Nachbarhäusern zerrissen wird. »Die Kosaken gehen mit Schnellfeuer vor«, schreibt der Arbeiter Metelew, »die Arbeiter und Soldaten, in Verstecken verstreut oder einfach unter Feuer auf dem Bürgersteig liegend, antworten mit gleichem.« Das Feuer der Soldaten zwingt die Kosaken zum Rückzug. Sie schlagen sich zum Newa-Kai durch und geben von dort aus Geschützen drei Salven ab – die Kanonenschüsse sind ebenfalls von den »Iswestja« registriert –, doch vom Gewehrfeuer erreicht, ziehen sie sich in die Richtung des Taurischen Palais zurück. Eine ihnen entgegenkommende Arbeiterkolonne fügt den Kosaken den entscheidenden Schlag zu. Geschütze, Pferde und Gewehre preisgebend, verstecken sich die Kosaken in den Portalen der Bürgerhäuser und zerstreuen sich. Der Zusammenstoß auf dem Litejny, eine richtige kleine Schlacht, war die bedeutendste Kriegsepisode der Julitage, und seine Schilderung geht durch die Erinnerungen vieler Demonstrationsteilnehmer. Burssin, ein Arbeiter der Erikson-Fabrik, der zusammen mit den Maschinengewehrschützen demonstrierte, erzählt, wie bei der Begegnung mit ihnen »die Kosaken sogleich Gewehrfeuer eröffneten. Viele Arbeiter blieben tot liegen. Auch mich durchbohrte eine Kugel, sie ging durch das eine Bein hindurch und blieb im anderen stecken ... Als lebendiges Andenken an die Julitage dienen mir mein steifes Bein und der Krückstock ...« Beim Zusammenstoß auf dem Litejny wurden sieben Kosaken getötet, Verletzungen und Kontusionen erlitten 19. Bei den Demonstranten gab es sechs Tote und etwa 20 Verwundete. Hier und dort lagen Pferdeleichen umher.

Wir besitzen ein interessantes Zeugnis aus dem gegnerischen Lager. Awerin, derselbe Kornett, der seit dem frühen Morgen Partisanenüberfälle auf die regulären Aufständischen unternahm, berichtet: »Gegen 8 Uhr

abends erhielten wir den Befehl des Generals Polowzew, in Stärke von zwei Hundertschaften mit zwei Schnellfeuergeschützen zum Taurischen Palais abzumarschieren ... Wir kamen an die Litejny-Brücke, wo ich bewaffnete Arbeiter, Soldaten und Matrosen erblickte ... Mit meiner Spitzenabteilung ritt ich an sie heran und ersuchte sie, die Waffen abzugeben, doch wurde meine Bitte nicht erfüllt und die ganze Bande flüchtete über die Brücke auf die Wyborger Seite. Bevor ich ihnen folgen konnte, drehte sich irgendein Soldat von kleinem Wuchs ohne Achselklappen nach mir um und schoss auf mich, verfehlte aber. Dieser Schuss wirkte wie ein Signal, von überall wurde auf uns ein regelloses Gewehrfeuer eröffnet. Aus der Menge ertönten Schreie: ›Die Kosaken schießen.‹ Tatsächlich war es auch so: Die Kosaken stiegen von den Pferden und begannen zu schießen, es wurden sogar Versuche unternommen, aus den Geschützen zu feuern, doch die Soldaten eröffneten ein derartiges Trommelfeuer, dass die Kosaken gezwungen waren, sich zurückzuziehen; sie zerstreuten sich in der Stadt.« Es ist nicht unwahrscheinlich, dass ein Soldat auf den Kornett geschossen hat: Ein Kosakenoffizier konnte eher eine Kugel als einen Gruß von der Julimenge erwarten. Viel wahrscheinlicher jedoch sind die zahlreichen Zeugenaussagen, nach denen die ersten Schüsse nicht von der Straße, sondern aus dem Hinterhalt fielen. Ein einfacher Kosak aus derselben Hundertschaft wie der Kornett sagte mit Bestimmtheit aus, dass die Kosaken von der Richtung des Kriegsgerichts her und dann aus anderen Häusern in der Samurskigasse und auf dem Litejny-Prospekt Feuer erhielten. Der Sowjetoffiziosus erwähnte, dass die Kosaken, bevor sie noch an der Litejny-Brücke anlangten, aus einem Steinhause mit Maschinengewehrfeuer beschossen wurden. Der Arbeiter Metelew behauptet, dass die Soldaten bei Durchsuchung dieses Hauses in der Wohnung eines Generals Vorräte an Schusswaffen, darunter zwei Maschinengewehre mit Munition, entdeckt hätten. Daran ist nichts Unwahrscheinliches. In den Händen des Kommandobestandes sammelte sich während des Krieges auf rechtmäßige und unrechtmäßige Weise eine Menge verschiedenster Waffen. Die Versuchung, ungestraft dieses ganze »Pack« von oben mit einem Bleiregen zu überschütten, war zu groß. Allerdings trafen die Schüsse die Kosaken. Doch in der Julimenge lebte die Überzeugung, die Konterrevolutionäre hätten absichtlich auf die Regierungstruppen geschossen, um diese zu einem erbarmungslosen Strafgericht zu provozieren. Die Offiziersklasse, die noch gestern uneingeschränkt geherrscht hat, kennt im Bürgerkrieg keine Grenze der Heimtücke und Grausamkeit. Petrograd wimmelte von geheimen und halbgeheimen Offiziersorganisationen, die hohe Gönnerschaft und freigebige Unterstützung genossen. In einer Geheiminformation, die der Menschewik Liber fast einen Monat vor den Julitagen erteilte, war erwähnt, dass Verschwörer-Offiziere einen besonderen Ein-

gang zu Buchanan hatten. Konnten denn die Ententediplomaten etwa nicht besorgt sein um die schnellste Schaffung einer starken Macht?

Liberale und Versöhnler suchten in allen Exzessen die Hand der »Anarcho-Bolschewiki« und der deutschen Agenten. Arbeiter und Soldaten schrieben in voller Überzeugung die Verantwortung für die Julizusammenstöße und -opfer den patriotischen Provokateuren zu. Auf wessen Seite ist die Wahrheit? Die Urteile der Masse sind natürlich nicht unfehlbar. Aber gröblichst irrt, wer glaubt, die Masse sei blind und leichtgläubig. Wo es sie am Nerv trifft, nimmt sie mit 1000 Augen und Ohren Tatsachen und Vermutungen wahr, überprüft auf ihrem Rücken Gerüchte, wählt die einen aus, verwirft die anderen. Wo Versionen, die Massenbewegungen betreffen, auseinandergehen, erweist sich als der Wahrheit am nächsten jene, die die Masse selbst sich zu eigen gemacht hat. Deshalb sind für die Wissenschaft so unfruchtbar die internationalen Sykophanten vom Typus Hippolyte Taine, die beim Studium großer Volksbewegungen die Stimme der Straße ignorieren und sorgfältigst den leeren, aus Isoliertheit und Angst geborenen Salonklatsch auswählen.

Demonstranten belagerten wieder das Taurische Palais und forderten Antwort. Im Augenblick der Ankunft der Kronstädter ließ irgendeine Gruppe Tschernow zu ihnen herausrufen. Die Stimmung der Masse erfassend, hielt der redselige Minister diesmal nur eine kurze Ansprache, streifte die Regierungskrise und bemerkte über die aus der Regierung ausgetretenen Kadetten verächtlich: »Glückliche Reise!« Er wurde durch Zwischenrufe unterbrochen: »Warum habt ihr es nicht früher gesagt?« Miljukow erzählt sogar, es habe »ein großgewachsener Arbeiter mit der Faust dicht vor dem Gesicht des Ministers gefuchtelt und besessen geschrien: ›Nimm, Hundesohn, die Macht, wenn man sie dir gibt.‹« Wenn dies auch nichts mehr als eine Anekdote ist, gibt sie doch mit rauer Schärfe das Wesen der Julisituation wieder. Die Antworten Tschernows bieten kein Interesse, jedenfalls haben sie ihm die Kronstädter Herzen nicht erobert ... Schon nach zwei, drei Minuten stürzte jemand in den Sitzungssaal des Exekutivkomitees hinein mit dem Geschrei, die Matrosen hätten Tschernow verhaftet und wollten mit ihm abrechnen. In unbeschreiblicher Erregung kommandierte das Exekutivkomitee einige seiner angesehenen Mitglieder, ausschließlich Internationalisten und Bolschewiki, dem Minister zu Hilfe. Tschernow gab später vor der Regierungskommission an, dass er, beim Verlassen der Tribüne, hinter den Säulen am Eingang eine feindliche Bewegung einiger Personen wahrgenommen hätte. »Sie umringten mich und ließen mich nicht zur Türe ... Eine verdächtige Person, die über die Matrosen, die mich festhielten, das Kommando führte, zeigte fortwährend auf das in der Nähe stehende Automobil ... In diesem Augenblick kam aus dem Taurischen Palais Trotzki an das

Automobil heran, bestieg den Vorderteil des Wagens, in dem ich mich befand, und hielt eine kurze Ansprache.« Indem er empfahl, Tschernow freizulassen, forderte Trotzki jene, die dagegen seien, auf, die Hand zu erheben. »Keine Hand erhob sich; nun ging die Gruppe, die mich zum Automobil begleitet hatte, mit unzufriedener Miene auseinander. Trotzki sagte, glaube ich: ›Bürger Tschernow, es hindert Sie niemand, frei zurückzukehren‹ ... Das Gesamtbild hinterließ bei mir keinen Zweifel darüber, dass es sich hier um einen ohne Wissen der Gesamtmasse der Arbeiter und Matrosen im Voraus von Dunkelmännern angestifteten Versuch handelte, mich herauszurufen und zu verhaften.«

Eine Woche vor seiner Verhaftung sagte Trotzki in einer vereinigten Sitzung der Exekutivkomitees: »Diese Tatsachen werden in die Geschichte eingehen und wir wollen versuchen, sie so festzuhalten, wie sie sich wirklich abgespielt haben ... Ich sah, dass am Eingang ein Häuflein Nichtsnutze stand. Ich sagte zu Lunatscharski und Rjasanow, dass dies Geheimpolizisten seien und dass sie versuchen, ins Taurische Palais einzudringen« (Lunatscharski vom Platze aus: »Richtig«). »... Ich könnte sie in einer 10 000-köpfigen Menge wiedererkennen.« In seinen Aussagen vom 24. Juli, bereits aus der Einzelzelle des Kresty-Gefängnisses, schrieb Trotzki: »... Ich hatte anfangs beschlossen, gemeinsam mit Tschernow und jenen, die ihn verhaften wollten, im Automobil aus der Menge hinauszufahren, um Konflikte und Panik zu vermeiden. Aber der an mich heranstürzende, sehr erregte Unterleutnant zur See, Raskolnikow, rief: ›Das ist unmöglich ... Wenn Sie mit Tschernow abfahren, wird man morgen sagen, die Kronstädter hätten ihn verhaftet. Man muss Tschernow sofort befreien.‹ Sobald der Hornist die Menge zur Ruhe gebracht und mir die Möglichkeit gegeben hatte, eine kurze Ansprache zu halten, die mit der Frage schloss: ›Wer ist hier für Gewalt, der erhebe die Hand?‹, bekam Tschernow sofort die Möglichkeit, unbehindert ins Palais zurückzukehren.«

Die Aussagen zweier Zeugen, die gleichzeitig die Hauptbeteiligten des Vorfalls waren, erschöpfen die faktische Seite der Sache. Das hat jedoch die den Bolschewiki feindliche Presse nicht im Geringsten gehindert, den Zwischenfall mit Tschernow und das »Attentat« auf die Freiheit Kerenskis hinzustellen als die überzeugendsten Beweise für die Organisierung des bewaffneten Aufstandes durch die Bolschewiki. Es mangelte, besonders in der mündlichen Agitation, auch nicht an Hinweisen darauf, dass Tschernows Verhaftung Trotzki geleitet hätte. Diese Version drang sogar bis ins Taurische Palais. Tschernow selbst, der im geheimen Untersuchungsdokument die Umstände seiner halbstündigen Haft der Wahrheit recht nah geschildert hatte, enthielt sich jedoch jeglicher öffentlicher Kundgebung über dieses Thema, um seine Partei nicht zu hindern, Entrüstung gegen die Bolschewiki

zu säen. Außerdem gehörte Tschernow zu der Regierung, die Trotzki ins Kresty-Gefängnis setzte. Die Versöhnler könnten sich allerdings darauf berufen, dass das Häuflein dunkler Verschwörer ein solch freches Unterfangen, wie die Verhaftung des Ministers am helllichten Tage aus der Menge heraus, nie gewagt haben würde, wenn es nicht hätte hoffen können, dass ihm die Feindseligkeit der Massen gegen den »Leidtragenden« genügende Deckung bieten würde. So war es auch bis zu einem gewissen Grade. Im Umkreise des Automobils hatte niemand aus eigener Initiative versucht, Tschernow zu befreien. Hätte man zur Ergänzung irgendwo auch noch Kerenski verhaftet, weder die Arbeiter noch die Soldaten würden getrauert haben. In diesem Sinne war eine moralische Beteiligung der Massen an den tatsächlichen und angeblichen Attentaten auf die sozialistischen Minister vorhanden und bildete den Stützpunkt für die Anklagen gegen die Kronstädter. Doch dieses freimütige Argument auszusprechen, hinderte die Versöhnler die Sorge um die Reste ihres demokratischen Prestiges: Während sie sich feindselig gegen die Demonstranten abgrenzten, fuhren sie dessen ungeachtet fort, im belagerten Taurischen Palais das System der Arbeiter-, Soldaten- und Bauernsowjets zu repräsentieren.

Gegen 8 Uhr abends machte General Polowzew telefonisch dem Exekutivkomitee die Hoffnung verheißende Mitteilung: Zwei Kosakenhundertschaften seien mit Geschützen unterwegs zum Taurischen Palais. Endlich! Aber die Hoffnungen waren auch diesmal trügerisch. Das Hin und Her des Telefongeklingels verdichtete nur die Panik: Die Kosaken waren spurlos verschwunden, gleichsam mitsamt den Pferden, Sätteln und Schnellfeuergeschützen verdampft. Miljukow schreibt, gegen Abend hätten sich die »ersten Folgen der Regierungsappelle an die Truppen« zu zeigen begonnen: So eilte das 176. Regiment angeblich dem Taurischen Palais zu Hilfe. Dieser dem Anschein nach so präzise Hinweis ist sehr beachtenswert zur Charakteristik jener Quiproquo, die unvermeidlich in der ersten Periode des Bürgerkrieges entstehen, wenn die Lager sich erst zu scheiden beginnen. Vor dem Taurischen Palais war tatsächlich ein Regiment in Marschordnung angekommen: Tornister und zusammengerollte Mäntel auf dem Rücken, Feldflasche und Kochgeschirr an der Seite. Die Soldaten waren unterwegs durchnässt worden und müde: Sie kamen aus Krassnoje Selo. Das eben war das 176. Regiment. Aber es hatte gar nicht vor, die Regierung zu retten: Das zu den Interrayonisten in Beziehung stehende Regiment war unter Führung zweier Soldaten-Bolschewiki, Lewinson und Medwedjew, ausmarschiert, um für die Macht der Sowjets einzutreten. Den Führern der Exekutivkomitees, die wie auf Kohlen saßen, war sofort gemeldet worden, vor den Fenstern lagere sich zur verdienten Ruhe ein von weither in voller Marschordnung mit Offizieren eingetroffenes Regiment. Dan, der die Uniform eines Militärarztes trug,

wandte sich an den Kommandeur mit der Bitte, Wachen zum Schutze des Palais zu stellen. Die Wachen wurden tatsächlich aufgestellt. Dan hat dies wohl mit Genugtuung dem Präsidium mitgeteilt, von wo aus der Vorfall in die Zeitungsberichte gelangte. Suchanow höhnt in seinen »Aufzeichnungen« über den Gehorsam, mit dem das bolschewistische Regiment der Order des menschewistischen Führers Folge geleistet hätte: Ein weiterer Beweis für die »Sinnlosigkeit« der Julidemonstration! In Wirklichkeit verhielt sich die Sache einfacher und zugleich komplizierter. Um Wachen ersucht, wandte sich der Regimentskommandeur an den diensthabenden Gehilfen des Kommandanten, den jungen Leutnant Prigorowski. Unglücklicherweise war Prigorowski Bolschewik, Mitglied der Interrayonisten-Organisation, und er suchte sofort Rat bei Trotzki, der gemeinsam mit einer kleinen Gruppe Bolschewiki einen Beobachtungsposten in einem der Seitenzimmer des Palais unterhielt. Prigorowski wurde selbstverständlich der Rat erteilt, unverzüglich überall Wachen aufzustellen: Es ist ja viel vorteilhafter, an den Eingängen und Ausgängen Freunde zu haben als Feinde. So beschützte das 176. Regiment, das gegen die Macht zu demonstrieren gekommen war, diese Macht gegen die Demonstranten. Würde es sich tatsächlich um einen Aufstand gehandelt haben, Leutnant Prigorowski hätte mühelos mit vier Soldaten im Rücken das gesamte Exekutivkomitee verhaften können. Doch dachte niemand an Verhaftung, die Soldaten des bolschewistischen Regiments erfüllten gewissenhaft ihren Wachdienst.

Nachdem die Kosakenhundertschaften, das einzige Hindernis auf dem Wege zum Taurischen Palais, hinweggefegt waren, schien vielen Demonstranten der Sieg gesichert. In Wirklichkeit saß das Haupthindernis im Taurischen Palais selbst. In der vereinigten Sitzung der Exekutivkomitees, die um 6 Uhr abends begann, waren 90 Vertreter von 54 Fabriken und Werkstätten anwesend. Die fünf Redner, die nach Übereinkunft das Wort erhielten, begannen mit einem Protest dagegen, dass die Demonstranten in den Aufrufen des Exekutivkomitees als Konterrevolutionäre gebrandmarkt werden. »Ihr seht, was auf den Plakaten geschrieben steht«, sagte einer. »Das sind die von den Arbeitern angenommenen Beschlüsse ... Wir fordern das Abtreten der zehn Minister-Kapitalisten. Wir vertrauen dem Sowjet, aber nicht jenen, denen der Sowjet vertraut ... Wir fordern, dass unverzüglich der Grund und Boden beschlagnahmt und unverzüglich die Produktionskontrolle eingeführt wird, wir fordern den Kampf gegen den uns bedrohenden Hunger ...« Ein anderer ergänzte: »Ihr seht hier nicht eine Meuterei, sondern eine durchaus organisierte Aktion. Wir fordern den Übergang des Bodens an die Bauern. Wir fordern die Aufhebung der gegen die revolutionäre Armee gerichteten Befehle ... Jetzt, wo die Kadetten abgelehnt haben, mit euch zu arbeiten, fragen wir euch, mit wem werdet ihr noch paktieren? Wir

fordern, dass die Macht in die Hände der Sowjets übergeht.« Die propagandistischen Parolen der Demonstration vom 18. Juni waren nunmehr ein bewaffnetes Ultimatum der Massen geworden. Die Versöhnler aber waren bereits mit zu schweren Ketten an den Wagen der Besitzenden geschmiedet. Die Macht der Sowjets? Aber das bedeutet ja vor allem kühne Friedenspolitik, Bruch mit den Verbündeten, Bruch mit der eigenen Bourgeoisie, völlige Isolierung, Untergang nach wenigen Wochen., Nein, die pflichtbewusste Demokratie wird den Weg der Abenteuer nicht betreten! »Die gegenwärtigen Verhältnisse«, sagte Zeretelli, »machen es in der Petrograder Atmosphäre unmöglich, irgendwelche neuen Beschlüsse durchzuführen.« Es gäbe deshalb nur einen Ausweg: »Die Regierung in der Zusammensetzung, in der sie geblieben ist, anzuerkennen ... Einen außerordentlichen Sowjetkongress in zwei Wochen anzuberaumen ... an einem Ort, wo er ungehindert arbeiten könnte, am besten in Moskau.«

Doch der Gang der Verhandlung wird dauernd unterbrochen. An die Pforte des Taurischen Palais klopfen die Putilower: Sie sind erst gegen Abend angelangt, müde, gereizt, in äußerster Erregung. »Zeretelli, her mit Zeretelli!« Die dreißigtausendköpfige Menge schickt ihre Vertreter ins Palais, einer ruft ihnen nach: Kommt Zeretelli nicht freiwillig, wird man ihn mit Gewalt herausholen müssen. Von der Drohung zur Tat ist es noch weit, doch nimmt die Sache immerhin eine zu scharfe Wendung, und die Bolschewiki beeilen sich einzugreifen. Sinowjew erzählte später: »Unsere Genossen schlugen mir vor, zu den Putilowern hinauszugehen ... Ein Meer von Köpfen, wie ich es noch nie gesehen hatte. Einige zehntausend Menschen drängten sich aneinander. Schreie ›Zeretelli‹ dauerten an ... Ich begann: ›Für Zeretelli bin ich zu euch gekommen ...‹ Lachen. Das brachte die Stimmung zum Wenden. Ich konnte eine ziemlich große Rede halten. Zum Schluss forderte ich auch dieses Auditorium auf, unverzüglich unter Wahrung völliger Ordnung friedlich auseinanderzugehen und sich unter keinen Umständen zu irgendwelchen aggressiven Handlungen provozieren zu lassen. Die Versammelten klatschten stürmisch Beifall, stellen sich in Reihen auf und beginnen abzumarschieren.« Diese Episode widerspiegelt am besten sowohl die Schärfe der Unzufriedenheit der Massen, wie das Fehlen eines Offensivplanes bei ihnen, wie auch die wirkliche Rolle der Partei in den Juliereignissen.

Während Sinowjew sich mit den Putilowern auf der Straße auseinandersetzte, stürmte eine zahlreiche Gruppe Putilow-Delegierter, etliche mit Gewehren, in den Sitzungssaal. Die Mitglieder der Exekutivkomitees springen von den Plätzen auf. »Manche offenbaren nicht genügend Mut und Selbstbeherrschung«, schreibt Suchanow, der eine grelle Schilderung dieses dramatischen Moments hinterlassen hat. Einer der Arbeiter, »ein klassischer

Sansculotte, in Mütze und kurzer blauer Bluse ohne Gürtel, die Flinte in der Hand«, springt bebend vor Erregung und Zorn auf die Rednertribüne ... »Genossen! Sollen wir Arbeiter noch lange den Verrat über uns ergehen lassen? Ihr trefft Abmachungen mit der Bourgeoisie und den Gutsbesitzern ... Wir sind hier 30 000 Putilower Arbeiter ... Wir werden unseren Willen durchsetzen!« Tschcheïdse, vor dessen Nase das Gewehr tanzt, bewahrt Haltung. Sich gefasst von seinem Platze aus vorbeugend, steckte er in die bebende Hand des Arbeiters einen gedruckten Aufruf: »Hier, Genosse, bitte, nehmen Sie, und lesen Sie. Da ist gesagt, was die Putilower Genossen zu tun haben ...« In dem Aufruf war nichts anderes gesagt, als dass die Demonstranten sich heimzubegeben hätten, andernfalls wären sie Verräter an der Revolution. Was blieb den Menschewiki auch anderes zu sagen übrig?

In der Agitation vor den Mauern des Taurischen Palais, wie überhaupt in dem Agitationswirbel jener Periode, nahm einen großen Platz Sinowjew ein, ein Redner von ausnehmender Stärke. Seine hohe Tenorstimme verblüffte im ersten Moment, bestach dann durch ihre eigenartige Musik. Sinowjew war geborener Agitator. Er war fähig, sich von der Stimmung der Massen anstecken zu lassen, ihre Wallungen mitzuerleben und für ihre Gefühle und Gedanken vielleicht einen etwas verschwommenen, aber hinreißenden Ausdruck zu finden. Die Gegner nannten Sinowjew den größten Demagogen unter den Bolschewiki. Das war der Tribut, den sie gewöhnlich seinem stärksten Zuge zollten, das heißt seiner Fähigkeit, in die Seele des Demos einzudringen und auf deren Saiten zu spielen. Es lässt sich jedoch nicht bestreiten, dass Sinowjew, der nur Agitator und kein Theoretiker, kein revolutionärer Stratege war, hielt ihn äußere Disziplin nicht zurück, leicht auf den Weg der Demagogie hinabglitt, aber dann nicht im spießbürgerlichen, sondern im wissenschaftlichen Sinne dieses Wortes, das heißt er neigte dazu, dauernde Interessen im Namen von Augenblickserfolgen preiszugeben. Sinowjews agitatorische Feinfühligkeit machte ihn zu einem äußerst wertvollen Berater, wo es um konjunkturmäßige politische Bewertungen, aber nicht um Tieferes ging. In Parteiversammlungen konnte er überzeugen, gewinnen, bezaubern, kam er mit einer fertigen politischen, in Massenmeetings überprüften, gleichsam von Hoffnungen und Hass der Arbeiter und Soldaten gesättigten Idee. Andererseits besaß Sinowjew die Fähigkeit, in feindlicher Versammlung, sogar im damaligen Exekutivkomitee, dem extremsten und aufwühlendsten Gedanken nebelhafte, einschmeichelnde Form zu verleihen und in die Köpfe jener einzudringen, die ihm mit vorgefasstem Misstrauen begegneten. Um solche unschätzbare Resultate zu erzielen, genügte ihm das bloße Bewusstsein seines Rechtes nicht: Er brauchte die beruhigende Gewissheit, dass die politische Verantwortung durch eine sichere und feste Hand von ihm genommen war. Diese Gewissheit pflegte ihm Lenin zu

geben. Mit einer fertigen strategischen Formel bewaffnet, die den Kern der Frage aufdeckte, füllte sie Sinowjew treffend und feinfühlig mit frischen, eben erst auf der Straße, in der Fabrik oder Kaserne aufgegriffenen Rufen, Protesten, Forderungen. In solchen Momenten war er ein idealer Vermittlungsmechanismus zwischen Lenin und der Masse, teils auch zwischen der Masse und Lenin. Seinem Lehrer folgte Sinowjew immer, mit Ausnahme weniger Fälle; doch die Stunde der Meinungsverschiedenheiten pflegte gerade dann einzutreten, wenn sich das Schicksal der Partei, der Klasse, des Landes entschied. Dem Agitator der Revolution fehlte revolutionärer Charakter. Sofern es um die Gewinnung von Köpfen und Seelen ging, blieb Sinowjew unermüdlicher Kämpfer. Doch verlor er sofort die Kampfsicherheit, war er von Angesicht zu Angesicht vor die Notwendigkeit einer Tat gestellt. Da prallte er vor der Masse zurück, wie auch vor Lenin, reagierte nur auf die Stimme der Unentschlossenheit, griff Zweifel auf, sah nur Hindernisse, und seine einschmeichelnde, fast weibliche Stimme verlor die Überzeugungskraft und verriet innere Schwäche. Vor den Mauern des Taurischen Palais in den Julitagen war Sinowjew äußerst aktiv, findig und stark. Er steigerte bis zu den höchsten Noten die Erregung der Massen, – nicht um zu entscheidenden Taten aufzurufen, sondern im Gegenteil, um davon abzuhalten. Das entsprach dem Augenblick und der Politik der Partei. Sinowjew war da völlig in seinem Element.

Die Schlacht auf dem Litejny brachte in die Entwicklung der Demonstration einen schroffen Umschwung. Niemand betrachtete mehr von Fenstern und Balkonen aus den Zug. Das solidere Publikum verließ, die Bahnhöfe belagernd, die Stadt. Der Straßenkampf verwandelte sich in vereinzelte Zusammenstöße ohne bestimmte Ziele. In den Nachtstunden gab es Handgemenge zwischen Demonstranten und Patrioten, regellose Entwaffnungen, Wandern der Gewehre von Hand zu Hand. Gruppen von Soldaten außer Ordnung geratener Regimenter gingen getrennt vor. »Dunkle Elemente und Provokateure machten sich an sie heran und ermunterten sie zu anarchischen Taten«, fügt Podwojski hinzu. Auf der Suche nach den Schuldigen der Schießerei aus den Häusern nahmen Matrosen- und Soldatengruppen allgemeine Haussuchungen vor. Unter dem Vorwand von Haussuchungen brachen hie und da Plünderungen aus. Andererseits begannen auch Pogromhandlungen. Krämer stürzten sich in jenen Stadtteilen, wo sie sich sicher fühlten, wutentbrannt auf Arbeiter und verprügelten sie erbarmungslos. »Unter Rufen: ›Schlag die Juden und die Bolschewiki! Ins Wasser mit ihnen!‹«, erzählt Afanassjew, ein Arbeiter der Fabrik Nowi Lessner, »stürzte sich auf uns eine Menge und verprügelte uns gehörig.« Eines der Opfer starb im Krankenhaus, den verprügelten und blutenden Afanassjew selbst zogen Matrosen aus dem Jekaterininski-Kanal heraus ...

Zusammenstöße, Opfer, Erfolglosigkeit des Kampfes und die Ungreifbarkeit seines praktischen Zieles, all das erschöpfte die Bewegung. Das Zentralkomitee der Bolschewiki beschloss, die Arbeiter und Soldaten zum Abbruch der Demonstration aufzurufen. Jetzt fand dieser, sofort dem Exekutivkomitee zur Kenntnis gebrachte Aufruf fast keinen Widerstand bei den unteren Schichten. Die Massen fluteten in die Vorortviertel zurück und dachten nicht mehr daran, den Kampf am nächsten Tage wieder aufzunehmen. Sie fühlten nun, dass es sich mit der Frage der Sowjetmacht viel komplizierter verhielt, als sie gedacht.

Die Belagerung des Taurischen Palais war endgültig aufgehoben, die anliegenden Straßen waren leer. Aber das Wachen der Exekutivkomitees dauerte an, mit Pausen, schleppenden Reden, ohne Sinn und Zweck. Erst später stellte sich heraus, dass die Versöhnler auf etwas warteten. In den Nebenräumen plagten sich noch immer Delegierte von Fabriken und Regimentern ab. »Es war schon lange nach Mitternacht«, erzählt Metelew, »und wir alle warteten noch immer auf ›Beschlüsse‹ ... Gequält von Müdigkeit und Hunger wanderten wir durch den Alexandrowski-Saal ... Um 4 Uhr morgens zum 5. Juli wird unserem Warten ein Ende bereitet ... Durch die geöffneten Tore der Haupteinfahrt des Palais stürzen unter Gepolter bewaffnete Offiziere und Soldaten.« Das ganze Gebäude erdröhnt von blechernen Tönen der Marseillaise. Das Stampfen der Füße und der Lärm der Instrumente in dieser frühen Dämmerstunde rufen im Saal außerordentliche Erregung hervor. Die Deputierten springen von ihren Plätzen auf. Neue Gefahr? Aber auf der Tribüne ist Dan ... »Genossen«, verkündet er, »beruhigt euch! Keine Gefahr! Es sind der Revolution treue Regimenter angekommen.« Ja, es sind endlich die lang erwarteten treuen Truppen eingetroffen. Sie besetzen die Durchgänge, fallen wütend über die wenigen im Palais noch verbliebenen Arbeiter her, nehmen die Waffen denen weg, die noch welche haben, verhaften, führen ab. Die Tribüne besteigt Leutnant Kutschin, ein angesehener Menschewik, in Felduniform. Der Vorsitzende Dan umarmt ihn unter Siegesklängen des Orchesters. Japsend vor Begeisterung und die Linken mit triumphierenden Blicken in Staub verwandelnd, fassen die Versöhnler einander bei den Händen, öffnen weit die Münder und ergießen ihren Enthusiasmus in die Klänge der Marseillaise. »Eine klassische Szene des Beginns der Konterrevolution«, wirft zornig Martow hin, der vieles zu beobachten und zu durchschauen wusste. Der politische Sinn der Szene, die Suchanow festgehalten hat, wird noch bedeutsamer, erinnert man daran, dass Martow der gleichen Partei angehörte wie Dan, für den diese Szene der höchste Triumph der Revolution war.

Erst jetzt, die sprudelnde Freude der Mehrheit beobachtend, begann der linke Flügel richtig zu erfassen, wie isoliert das oberste Organ der offiziellen

Demokratie gewesen, als die wahre Demokratie auf die Straße hinausging. Im Laufe von 36 Stunden verschwanden diese Menschen einer nach dem anderen hinter die Kulissen, um sich von der Telefonzelle aus mit dem Stab, mit Kerenski an der Front, in Verbindung zu setzen, Truppen anzufordern, Hilfe zu rufen, zu überreden, zu flehen, wieder und wieder Agitatoren zu entsenden und wieder zu warten. Die Gefahr war vorüber, doch der Bann der Angst geblieben. Und das Stampfen der »Treuen« um 5 Uhr morgens klang in ihren Ohren wie eine Befreiungssinfonie. Von der Tribüne ertönten endlich offenherzige Reden über die glücklich unterdrückte bewaffnete Meuterei und die Notwendigkeit, diesmal mit den Bolschewiki endgültig abzurechnen. Die Abteilung, die in das Taurische Palais einmarschierte, war nicht von der Front gekommen, wie es vielen in der Hitze schien: Sie war aus der Petrograder Garnison, hauptsächlich aus den drei rückständigsten Gardebataillonen, der Preobraschenski-, Semjonowski- und Ismajlowski-Regimenter, ausgesondert worden. Am 3. Juli hatten sie sich für neutral erklärt. Vergebens hatte man versucht, sie mit der Autorität der Regierung und des Exekutivkomitees einzufangen: Die Soldaten saßen düster in den Kasernen, warteten. Erst in der zweiten Hälfte des 4. Juli entdeckten die Vorgesetzten ein stark wirkendes Mittel: Man zeigte den Preobraschenskern Dokumente, die klar wie zwei mal zwei nachwiesen, dass Lenin – ein deutscher Spion sei. Das wirkte. Die Kunde lief durch die Regimenter. Offiziere, Mitglieder der Regimentskomitees, Agitatoren des Exekutivkomitees arbeiteten mit Volldampf. In der Stimmung der neutralen Bataillone vollzog sich ein Umschwung. Gegen Morgengrauen, als man ihrer bereits nicht mehr bedurfte, gelang es, sie zu versammeln und durch die menschenleeren Straßen zum vereinsamten Taurischen Palais zu führen. Die Marseillaise spielte das Orchester des Ismajlowski-Regiments, desselben Regiments, dem als einem der reaktionärsten am 3. Dezember 1905 die Aufgabe übertragen worden war, den ersten Petrograder Sowjet der Arbeiterdeputierten, der unter Trotzkis Vorsitz tagte, zu verhaften. Der blinde Regisseur historischer Inszenierungen erreicht auf Schritt und Tritt verblüffende Theatereffekte, ohne sie auch nur im Geringsten zu suchen: Er lockert einfach der Logik der Dinge die Zügel.

Nachdem die Straßen sich von den Massen geleert hatten, reckte die junge Revolutionsregierung ihre podagrischen Glieder: Arbeitervertreter wurden verhaftet, Waffen beschlagnahmt, ein Stadtteil nach dem anderen zerniert. Gegen 6 Uhr morgens hielt vor dem Redaktionsgebäude der »Prawda« ein Automobil, beladen mit Junkern und Soldaten mit Maschinengewehr, das man sogleich in einem Fenster aufstellte. Nach dem Abzug der ungebetenen Gäste bot die Redaktion ein Bild der Verwüstung dar: aufgebrochene

Schubladen, mit zerfetzten Manuskripten bedeckter Fußboden, abgerissene Telefone. Die Diensthabenden und die Redaktions- und Büroangestellten hatte man verprügelt und verhaftet. Noch schlimmer war die Verwüstung in der Druckerei, für die die Arbeiter während der letzten drei Monate Geld gesammelt hatten: die Rotationsmaschinen demoliert, die Monotypes zerstört, die Setzmaschinen zertrümmert. Zu Unrecht hatten die Bolschewiki die Kerenski-Regierung des Mangels an Energie beschuldigt!

»Die Straßen sahen, allgemein gesprochen, wieder normal aus«, schreibt Suchanow. »Zusammenrottungen und Straßenmeetings gab es fast nicht. Die Geschäfte waren beinah alle geöffnet.« Seit dem Morgen wird ein bolschewistischer Aufruf zum Abbruch der Demonstration verbreitet, das letzte Produkt der vernichteten Druckerei. Kosaken und Junker verhaften in den Straßen Matrosen, Soldaten und Arbeiter und schicken sie in Gefängnisse und Hauptwachen. In den Läden und auf den Bürgersteigen spricht man vom deutschen Geld. Jeder, der ein Wort zugunsten der Bolschewiki sagt, wird verhaftet. »Man darf schon nicht mehr erklären, dass Lenin ein ehrlicher Mann ist: Man wird ins Kommissariat abgeführt.« Suchanow tritt, wie stets, als aufmerksamer Beobachter dessen auf, was in den Straßen der Bourgeoisie, der Intelligenz und des Kleinbürgertums sich abspielt. Anders aber sehen die Arbeiterviertel aus. Fabriken und Werkstätten arbeiten noch nicht. Die Stimmung ist gespannt. Es kursieren Gerüchte, von der Front seien Truppen angekommen. Die Straßen des Wyborger Bezirks sind von Gruppen belagert, die darüber diskutieren, was im Falle eines Überfalls zu geschehen habe. »Rotgardisten und überhaupt Fabrikjugend«, erzählt Metelew, »bereiten sich darauf vor, in die Peter-Paul-Festung zur Unterstützung der dort belagerten Abteilungen einzudringen. Handgranaten in Taschen, Stiefeln, unter den Blusen verborgen, begeben sie sich in Booten, häufiger über die Brücken auf das andere Ufer.« Der Setzer Smirnow aus dem Kolomenski-Viertel erinnert sich: »Ich sah, wie auf der Newa Schlepper mit Gardemarine aus Duderhof und Oranienbaum ankamen. Gegen 2 Uhr begann sich die Lage in schlimmer Richtung zu klären ... Ich sah, wie Matrosen einzeln durch Hintergassen nach Kronstadt zurückkehrten ... Man verbreitete die Version, alle Bolschewiki seien deutsche Spione. Eine niederträchtige Hetze setzte ein ...« Geschichtsschreiber Miljukow resümiert mit Befriedigung: »Stimmung und Zusammensetzung des Publikums auf den Straßen hatten sich völlig verändert. Gegen Abend war Petrograd völlig ruhig.«

Solange die Truppen von der Front noch nicht eingetroffen waren, fuhr der Kreisstab unter politischer Mitwirkung der Versöhnler fort, seine Absichten zu verschleiern. Am Tage bemühten sich Mitglieder des Exekutivkomitees mit Liber an der Spitze ins Palais Kschessinskaja zur Beratung mit den bolschewistischen Führern: Schon dieser Besuch allein sollte friedlichs-

te Gefühle bezeugen. Das getroffene Übereinkommen verpflichtete die Bolschewiki, die Matrosen nach Kronstadt zurückzuführen, die Maschinengewehrkompanie aus der Peter-Paul-Festung herauszubringen, die Panzerautos und Wachen von ihren Posten zu entfernen. Die Regierung ihrerseits versprach, keinerlei Pogrome, und Repressalien gegen die Bolschewiki zu dulden und alle Verhafteten mit Ausnahme der wegen krimineller Vergehen Festgenommenen freizulassen. Doch das Übereinkommen währte nicht lange. Je mehr die Gerüchte über das deutsche Geld und die von der Front sich nähernden Truppen um sich griffen, umso mehr Truppenteile und -teilchen der Garnison entsannen sich ihrer Treue zu Demokratie und Kerenski. Sie schickten Delegierte ins Taurische Palais oder in den Kreisstab. Endlich begannen wirklich Staffeln von der Front einzutreffen. Die Stimmung in den Versöhnlersphären wurde von Stunde zu Stunde rasender. Die von der Front ankommenden Truppen waren darauf gefasst, die Hauptstadt in blutigem Kampfe den Agenten des Kaisers entreißen zu müssen. Nun, da es sich herausstellte, dass an Truppen kein Bedürfnis bestand, musste man deren Anforderung rechtfertigen. Um nicht selbst in Verdacht zu geraten, waren die Versöhnler aus allen Kräften bemüht, den Kommandeuren zu beweisen, dass Menschewiki und Sozialrevolutionäre mit ihnen zum gleichen Lager gehörten und die Bolschewiki der gemeinsame Feind seien. Als Kamenew den Versuch machte, die Mitglieder des Präsidiums des Exekutivkomitees an das vor wenigen Stunden getroffene Abkommen zu erinnern, antwortete Liber im Tone eines eisernen Staatsmannes: »Jetzt hat sich das Kräfteverhältnis geändert.« Aus den populären Reden Lassalles wusste Liber, dass die Kanone ein wichtiger Bestandteil einer Konstitution ist. Eine Delegation Kronstädter mit Raskolnikow an der Spitze wurde wiederholt vor die Militärische Kommission des Exekutivkomitees geladen, wo die Forderungen, von Stunde zu Stunde sich steigernd, in einem Ultimatum Libers gipfelten: unverzüglich in die Entwaffnung der Kronstädter einzuwilligen. »Nachdem wir die Militärische Kommission verlassen hatten«, erzählt Raskolnikow, »nahmen wir unsere Beratungen mit Trotzki und Kamenew wieder auf. Lew Davidowitsch (Trotzki) empfahl, unverzüglich und geheim die Kronstädter nach Hause zu schicken. Es wurde der Beschluss gefasst, Genossen in die Kasernen zu entsenden und die Kronstädter vor der drohenden gewaltsamen Entwaffnung zu warnen.« Die Mehrzahl der Kronstädter reiste rechtzeitig ab; es blieben nur kleine Abteilungen in der Villa Kschessinskaja und der Peter-Paul-Festung.

Mit Wissen und Zustimmung der Minister-Sozialisten erteilte Fürst Lwow schon am 4. Juli dem General Polowzew den schriftlichen Befehl: »Die Bolschewiki zu verhaften, die das Haus Kschessinskaja besetzt halten, es zu säubern und mit Truppen zu belegen.« Jetzt, nach der Zertrümmerung

der Redaktion und der Druckerei, erhob sich die Frage nach dem Schicksal des Zentralquartiers der Bolschewiki in aller Schärfe. Man musste die Villa in Verteidigungszustand bringen. Zum Kommandanten des Gebäudes ernannte die Militärische Organisation Raskolnikow. Er verstand seine Aufgabe weitgehend auf Kronstädter Art, verschickte Aufforderungen zur Lieferung von Kanonen und sogar zur Entsendung eines kleinen Kriegsschiffes in die Newamündung. Diesen seinen Schritt erklärte Raskolnikow später folgendermaßen: »Gewiss wurden meinerseits Kriegsvorbereitungen getroffen, aber nur zum Zwecke der Selbstverteidigung, da es in der Luft nicht nur nach Pulver, sondern auch nach Pogromen roch ... Ich glaube nicht ohne Grund angenommen zu haben, dass es genügte, ein gutes Schiff in die Newamündung zu bringen, damit die Entschlossenheit der Provisorischen Regierung bedeutend sinke.« Das alles ist ziemlich unklar und nicht sehr ernst. Man darf eher annehmen, dass in den Tagesstunden des 5. Juli die Führer der Militärischen Organisation und Raskolnikow mit ihnen den Umschwung der Lage noch nicht völlig richtig eingeschätzt hatten und dass in dem Augenblick, wo die bewaffnete Demonstration eiligst den Rückzug antreten musste, um sich nicht in einen vom Feinde aufgezwungenen bewaffneten Aufstand zu verwandeln, manch einer von den militärischen Leitern einige zufällige und unüberlegte Schritte vorwärts versuchte. Die jungen Kronstädter Führer hatten nicht zum ersten Mal das Maß zu voll genommen. Aber kann man eine Revolution ohne Teilnahme von Menschen machen, die das Maß zu voll nehmen? Und bildet nicht ein gewisser Prozentsatz Leichtsinn einen notwendigen Bestandteil jeder großen menschlichen Tat? Diesmal beschränkte sich alles nur auf Befehle, die außerdem von Raskolnikow selbst bald aufgehoben wurden. In der Villa liefen indes immer beunruhigendere Nachrichten zusammen: Jemand wollte in den Fenstern eines auf dem anderen Newaufer gelegenen Hauses gegen das Haus Kschessinskaja gerichtete Maschinengewehre bemerkt haben; ein anderer sah eine Panzerautokolonne in die gleiche Richtung fahren; ein dritter berichtete über nahende Kosakenpatrouillen. Zum Kreiskommandierenden wurden zwecks Verhandlungen zwei Mitglieder der Militärischen Organisation entsandt. Polowzew versicherte den Parlamentären, die Zerstörung der »Prawda« sei ohne sein Wissen geschehen, und er bereite gegen die Militärische Organisation keinerlei Repressalien vor. In Wirklichkeit wartete er nur auf genügende Verstärkung von der Front.

Während Kronstadt schon den Rückzug antrat, bereitete sich die Baltische Flotte in ihrer Gesamtheit erst zum Angriff vor. In den finnischen Gewässern stand der Hauptteil der Flotte mit einer Gesamtzahl von annähernd 70 000 Seeleuten; in Finnland war außerdem ein Armeekorps untergebracht, auf einer Helsingforser Hafenwerft arbeiteten etwa 10 000 russische

Arbeiter. Das war eine imposante Faust der Revolution. Der Druck der Matrosen und Soldaten war derart unüberwindlich, dass sich sogar das Helsingforser Komitee der Sozialrevolutionäre gegen die Koalition aussprach. Infolgedessen forderten sämtliche Sowjetorgane der Flotte und der Armee in Finnland einmütig, dass das Zentral-Exekutivkomitee die Macht in seine Hände nähme. Zur Unterstützung ihrer Forderung waren die baltischen Seeleute bereit, jeden Moment zur Newamündung auszurücken; es hielt sie indes davon die Befürchtung ab, die Linie der Meeresverteidigung zu schwächen und der deutschen Flotte den Überfall auf Kronstadt und Petrograd zu erleichtern. Doch da geschah etwas ganz Unvorhergesehenes. Das Zentralkomitee der Baltischen Flotte – der so genannte Zentrobalt – rief für den 4. Juli eine außerordentliche Sitzung der Schiffkomitees zusammen, in der der Vorsitzende, Dybenko, zwei soeben vom Flottenkommandeur erhaltene Geheimbefehle, versehen mit der Unterschrift des Gehilfen des Marineministers, Dudarew, bekanntgab: Der erste verpflichtete Admiral Werderewski, vier Torpedoboote nach Petrograd zu schicken, um mit Gewalt die Landung der Meuterer aus Kronstadt zu verhindern; der zweite verlangte vom Flottenkommandeur, unter keinen Umständen die Ausfahrt der Schiffe aus Helsingfors nach Kronstadt zuzulassen und auch vor der Versenkung der ungehorsamen Schiffe durch Unterseeboote nicht zurückzuschrecken. Zwischen zwei Feuer geraten und vor allem um die Erhaltung des eigenen Kopfes besorgt, griff der Admiral vor und übergab dem Zentrobalt die Telegramme mit der Erklärung, den Befehl auch dann nicht erfüllen zu wollen, wenn der Zentrobalt seinen Stempel darauf geben würde. Das Verlesen der Telegramme machte auf die Seeleute einen niederschmetternden Eindruck. Zwar hatten sie bei verschiedenen Anlässen auf Kerenski und die Versöhnler geschimpft. Aber das war in ihren Augen ein innerer Sowjetkampf gewesen. Gehörte doch die Mehrheit des Zentral-Exekutivkomitees den gleichen Parteien an wie die des Distriktkomitees Finnlands, das sich soeben für die Macht der Sowjets ausgesprochen hatte. Es war klar: Weder Menschewiki noch Sozialrevolutionäre konnten die Versenkung von Schiffen gutheißen, die für die Macht des Exekutivkomitees demonstrieren. Wie durfte der alte Seeoffizier Dudarew sich in den familiären Sowjetstreit einmischen, um diesen in eine Seeschlacht zu verwandeln? Gestern noch galten offiziell die großen Schiffe im Gegensatz zu den rückständigen Torpedobooten und den von der Propaganda kaum berührten Unterseebooten als die Stütze der Revolution. Gehen etwa die Behörden jetzt ernsthaft daran, die Schiffe mit Hilfe von Unterseebooten zu versenken? Diese Tatsachen wollten in die harten Matrosenschädel nicht hinein. Der Befehl, der ihnen nicht ohne Grund ein Alpdruck schien, war jedoch die rechtmäßige Julifrucht der Märzsaat. Bereits seit April hatten Menschewiki und Sozialrevolutionäre an die

Provinz gegen Petrograd zu appellieren begonnen, an die Soldaten gegen die Arbeiter, an die Kavallerie gegen die Maschinengewehrschützen. Sie gaben den Kompanien privilegiertere Vertretungen in den Sowjets als den Fabriken; begünstigten die kleinen, vereinzelten Betriebe gegenüber den Metallgiganten. Verkörperung des gestrigen Tages, suchten sie Schutz bei Rückständigkeit jeglicher Art. Den Boden unter ihren Füßen verlierend, hetzten sie die Arrieregarde gegen die Avantgarde. Die Politik hat ihre eigene Logik, besonders in Zeiten der Revolution. Von allen Seiten bedrängt, sahen sich die Versöhnler gezwungen, General Werderewski zu beauftragen, die fortgeschrittensten Schiffe zu versenken. Zum Unglück für die Versöhnler waren die Zurückgebliebenen, auf die sie sich stützen wollten, immer mehr bestrebt, sich den Fortgeschrittenen anzugleichen: Die Kommandos der Unterseeboote waren über Dudarews Befehl nicht weniger entrüstet als die Kommandos der Panzerschiffe.

An der Spitze des Zentrobalts standen Menschen von keinesfalls hamletischer Veranlagung: Gemeinsam mit den Mitgliedern der Schiffkomitees nahmen sie ohne Zeitverlust den Beschluss an: das Schwadronen-Torpedoboot »Orpheus«, zur Versenkung der Kronstädter bestimmt, eiligst nach Petrograd zu schicken, erstens um darüber Nachrichten zu erhalten, was dort vor sich gehe, zweitens »zur Verhaftung des Gehilfen des Marineministers Dudarew«. So verblüffend dieser Beschluss scheinen mag, legt er mit besonderem Nachdruck Zeugnis ab dafür, wie sehr noch die Baltischen geneigt waren, die Versöhnler als die internen Gegner zu betrachten, zum Unterschied von irgendeinem Dudarew, den sie für einen gemeinsamen Feind hielten. »Orpheus« kam in die Newamündung hinein 24 Stunden, nachdem hier 10 000 bewaffnete Kronstädter gelandet waren. Aber »das Kräfteverhältnis hatte sich geändert«. Einen ganzen Tag lang erlaubte man dem Kommando nicht zu landen. Erst abends wurde eine Delegation von 67 Seeleuten des Zentrobalts und des Schiffskommandos zur vereinigten Sitzung der Exekutivkomitees zugelassen, die das erste Fazit aus den Julitagen zu ziehen im Begriffe war. Die Sieger badeten in ihrem frischen Sieg. Der Berichterstatter Wojtinsky schilderte nicht ohne Behagen die Stunden der Schwäche und der Erniedrigung, um den darauffolgenden Triumph noch greller darzustellen. »Der erste Truppenteil, der uns zu Hilfe kam«, sagte er, »waren die Panzerautos. Wir waren fest entschlossen, im Falle der Gewalt seitens der bewaffneten Banden Feuer zu eröffnen ... In Anbetracht der ganzen Gefahr, die der Revolution drohte, erließen wir an einige Truppenteile (an der Front) den Befehl, sich zu verladen und hierherzukommen ...« Die Mehrheit der hohen Versammlung atmete Hass gegen die Bolschewiki, besonders gegen die Matrosen. In diese Atmosphäre gerieten die baltischen Delegierten, ausgerüstet mit dem Befehl, Dudarew zu verhaften. Mit wildem Geheul,

Faustgehämmer auf die Tische und Fußgetrampel nahmen die Sieger das Verlesen der Resolution der Baltischen Flotte auf. Dudarew verhaften? Aber der heldenmütige Kapitän ersten Ranges hat nur seine heilige Pflicht für die Revolution erfüllt, der sie, die Matrosen, diese Meuterer, diese Konterrevolutionäre, einen Dolchstoß in den Rücken versetzen wollen. Durch einen besonderen Beschluss solidarisierte sich die vereinigte Sitzung feierlichst mit Dudarew. Die Matrosen blickten auf die Redner und aufeinander mit weit aufgerissenen Augen. Erst jetzt begannen sie zu begreifen, was da vor ihnen geschah. Die gesamte Delegation wurde am nächsten Tage verhaftet und vollendete ihre politische Erziehung im Gefängnis. Hinterher wurde auch der ihnen nachgeeilte Vorsitzende des Zentrobalts, Unteroffizier zur See Dybenko, verhaftet und später dann der Admiral Werderewski, den man zwecks Aufklärung in die Hauptstadt befohlen hatte.

Am Morgen des 6. nehmen die Arbeiter die Arbeit wieder auf. In den Straßen demonstrieren nur die von der Front herbeigeschafften Truppen. Agenten der Konterspionage kontrollieren die Pässe und nehmen nach rechts und links Verhaftungen vor. Der junge Arbeiter Woinow, der das an Stelle der am Vorabend demolierten bolschewistischen Zeitung erschienene Blatt »Listok Prawdy« verbreitet, wird auf der Straße von einer Bande ermordet, vielleicht von den gleichen Agenten der Konterspionage. Die Schwarzhundert-Elemente gewinnen Geschmack an der Niederschlagung des Aufstandes. Plünderungen, Gewaltakte und hie und da auch Schießereien dauern in verschiedenen Stadtteilen an. Während des Tages kommen Staffel auf Staffel an, das Donkosakenregiment, eine Kavalleriedivision, eine Ulanendivision, das Isborsker-, Malorossijsker-, das Dragonerregiment und andere. »Die in großer Zahl eingetroffenen Kosakentruppenteile«, schreibt Gorkis Zeitung, »sind in sehr aggressiver Verfassung.« Das soeben angekommene Isborsker Regiment wird an zwei Stellen der Stadt mit Maschinengewehren beschossen. In beiden Fällen werden die Standorte der Maschinengewehre auf einem Dach festgestellt, die Täter nicht ermittelt. Man beschoss die angekommenen Truppenteile auch in anderen Gegenden. Der berechnete Wahnwitz dieser Schießerei erregte die Arbeiter tief. Es war klar, dass erfahrene Provokateure die Soldaten mit Blei empfingen, zwecks antibolschewistischer Impfung. Die Arbeiter boten alles auf, dies den ankommenden Soldaten zu erklären, doch man ließ sie an diese nicht heran: Zum ersten Mal seit den Februartagen stellte sich zwischen Arbeiter und Soldat der Junker oder Offizier.

Die Versöhnler begrüßten freudestrahlend die ankommenden Regimenter. In einer Versammlung von Vertretern der Truppenteile deklamierte derselbe Wojtinsky in Gegenwart einer großen Anzahl von Offizieren und Junkern pathetisch: »Nun marschieren durch die Milljonnaja-Straße

Truppen und Panzerwagen in die Richtung zum Schlossplatz, um sich unter den Befehl des Generals Polowzew zu stellen. Dies ist unsere reale Kraft, auf die wir uns stützen.« Als politische Deckung wurden dem Kreiskommandierenden vier sozialistische Assistenten beigeordnet: Awksentjew und Goz vom Exekutivkomitee, Skobelew und Tschernow von der Provisorischen Regierung. Aber dies rettete den Kommandierenden nicht. Kerenski prahlte später vor den Weißgardisten, er habe, in den Julitagen von der Front zurückgekehrt, General Polowzew »wegen seiner Unentschlossenheit« entlassen.

Jetzt konnte man endlich die so lange vertagte Aufgabe lösen: Das Wespennest der Bolschewiki im Hause Kschessinskaja auszuräuchern. Im öffentlichen Leben überhaupt und in Zeiten der Revolution insbesondere erlangen mitunter große Wichtigkeit zweitrangige Tatsachen, die durch ihre symbolische Bedeutung auf die Phantasie wirken. So gewann einen unverhältnismäßig großen Platz im Kampfe gegen die Bolschewiki die Frage nach Lenins »Expropriation« der Villa der Kschessinskaja, einer Hofballerina, berühmt nicht so sehr durch ihre Kunst als durch ihre Beziehungen zu den männlichen Vertretern der romanowschen Dynastie. Ihre Villa war die Frucht dieser Beziehungen, deren Fundament offenbar Nikolaus II. noch in seiner Eigenschaft als Thronfolger gelegt hatte. Vor dem Kriege klatschten die Bürger über die dem Winterpalais gegenüberliegende Stätte des Luxus, der Sporen und Brillanten, mit einem Anflug neidischer Ehrfurcht; während des Krieges sagte man häufiger »zusammengestohlen«; die Soldaten drückten sich noch präziser aus. Sich der Altersgrenze nähernd, verlegte sich die Ballerina auf die patriotische Laufbahn. Der offenherzige Rodsjanko erzählt darüber: »... der Höchstkommandierende (Großfürst Nikolai Nikolajewitsch) erwähnte, ihm seien Beteiligung und Einfluss der Ballerina Kschessinskaja in Angelegenheiten der Artillerie bekannt, durch sie hätten verschiedene Firmen Lieferungen erhalten.« Es ist nicht verwunderlich, dass nach der Umwälzung das vereinsamte Palais der Kschessinskaja im Volke keine freundlichen Gefühle auslöste. Während die Revolution eine unstillbare Nachfrage nach Räumen erzeugte, wagte die Regierung nicht, auf irgendein Privatgebäude Beschlag zu legen. Requisitionen von Bauernpferden für den Krieg ist eines. Requisition leerstehender Villen für die Revolution – etwas ganz anderes. Aber die Volksmassen waren nicht dieser Meinung.

Auf der Suche nach einem passenden Raum für sich stieß die Reserve-Panzerdivision in den ersten Märztagen auf die Villa Kschessinskaja und besetzte sie: Die Ballerina besaß eine gute Garage. Dem Petrograder Komitee der Bolschewiki überließ die Division gerne das obere Stockwerk. Die Freundschaft der Bolschewiki mit den Panzerautomobilisten ergänzte ihre Freundschaft mit den Maschinengewehrschützen. Die wenige Wochen vor

Lenins Ankunft erfolgte Besetzung des Palais war anfangs kaum beachtet worden. Die Entrüstung über die Expropriateure wuchs mit dem Einfluss der Bolschewiki. Die Zeitungsplaudereien, wonach Lenin sich im Boudoir der Ballerina niedergelassen habe oder die gesamte Einrichtung der Villa ausgeplündert und zerrissen sei, waren einfach Erfindungen. Lenin lebte in der bescheidenen Wohnung seiner Schwester, während die Einrichtung der Ballerina von dem Hauskommandanten weggeräumt und versiegelt worden war. Suchanow, der das Palais am Tage der Ankunft Lenins besuchte, hinterließ eine nicht uninteressante Beschreibung des Hauses. »Die Gemächer der berühmten Ballerina hatten ein recht seltsames und ungereimtes Aussehen. Die auserlesenen Zimmerdecken und Wände harmonierten schlecht mit dem einfachen Mobiliar, primitiven Tischen, Stühlen und Bänken, in aller Eile für Arbeitszwecke aufgestellt. Möbel gab es überhaupt nur wenig. Das Mobiliar der Kschessinskaja war irgendwohin weggeräumt worden ...« Behutsam die Frage der Panzerdivision umgehend, schilderte die Presse Lenin als den Schuldigen an der bewaffneten Einnahme des Hauses einer schutzlosen Dienerin der Kunst. Dieses Thema nährte Leitartikel und Feuilletons. Schmierige Arbeiter und Soldaten zwischen Samt, Seide und Teppichen! Alle Beletagen der Hauptstadt erschauerten vor sittlicher Entrüstung. Wie ehemals die Girondisten die Verantwortung für die Septembermorde, den Matratzendiebstahl aus einer Kaserne und die Predigt des Agrargesetzes auf die Jakobiner abschoben, so beschuldigten jetzt Kadetten und Demokraten die Bolschewiki, dass diese die Pfeiler der menschlichen Moral untergrüben und auf die Parkettboden der Villa Kschessinskaja spuckten. Die dynastische Ballerina wurde das Symbol der von den Hufen der Barbarei zertretenen Kultur. Diese Apotheose beschwingte die Besitzerin und sie wandte sich beschwerdeführend an das Gericht, das die Ausquartierung der Bolschewiki verfügte. Doch das war gar nicht so einfach. »Die im Hofe Wache haltenden Panzerwagen sahen recht Achtung gebietend aus«, erzählt das Mitglied des damaligen Petrograder Komitees, Saleschski. Außerdem waren das Maschinengewehrregiment wie auch andere Truppenteile bereit, im Notfalle die Panzerautos zu unterstützen. Am 25. Mai hatte das Büro des Exekutivkomitees auf die Beschwerde des Advokaten der Ballerina verfügt, »die Interessen der Revolution verlangen die Unterwerfung unter rechtskräftige Gerichtsbeschlüsse«. Über diesen platonischen Aphorismus waren die Versöhnler jedoch nicht hinausgegangen, zum großen Ärger der nicht zum Platonismus neigenden Ballerina.

In der Villa setzten Zentralkomitee, Petrograder Komitee und Militärorganisation Seite an Seite ihre Arbeit fort. »Im Hause Kschessinskaja«, erzählt Raskolnikow, »drängte sich unaufhörlich eine Menge Volk. Die einen kamen geschäftlich in dies oder jenes Sekretariat, die anderen zum

Bücherlager ..., die dritten zur Redaktion der ›Soldatskaja Prawda‹, die vierten zu irgendeiner Sitzung. Versammlungen fanden sehr häufig statt, manchmal ununterbrochen, entweder unten in dem geräumigen breiten Saal oder oben im Zimmer mit dem langen Tisch, wohl dem ehemaligen Speisezimmer der Ballerina.« Vom Balkon der Villa, über dem die imposante Fahne des Zentralkomitees wehte, veranstalteten die Redner dauernd Kundgebungen, nicht nur tags, sondern auch nachts. Häufig kam in tiefer Dunkelheit irgendein Truppenteil oder eine Arbeitergruppe vor das Haus und verlangte nach einem Redner. Es blieben vor dem Balkon auch zufällige Bürgergruppen stehen, deren Neugier periodisch durch einen Zeitungslärm geweckt wurde. In den kritischen Tagen näherten sich dem Hause flüchtig auch feindselige Demonstrationen, die Lenins Verhaftung und die Vertreibung der Bolschewiki forderten. Hinter den Menschenströmen, die das Palais umspülten, spürte man die aufgewirbelten Tiefen der Revolution. Den Gipfelpunkt erlebte das Haus Kschessinskaja in den Julitagen. »Als Hauptstab der Bewegung erwies sich nicht das Taurische Palais«, schreibt Miljukow, »sondern Lenins Zitadelle, das Haus Kschessinskaja mit dem klassischen Balkon.« Die Niederschlagung der Demonstration musste zwangsläufig zur Niederschlagung des Stabsquartiers der Bolschewiki führen.

Gegen 3 Uhr nachts wurde gegen das Haus Kschessinskaja und die Peter-Paul-Festung, beide durch einen Wasserstreifen voneinander getrennt, aufgeboten: das Reservebataillon des Petrograder Regiments, ein Maschinengewehrkommando, eine Kompanie Semjonowsker, eine Kompanie Preobraschensker, das Lehrkommando des Wolynsker Regiments, zwei Geschütze und eine Panzerabteilung von acht Wagen. Um 7 Uhr morgens forderte der Gehilfe des Kreiskommandierenden, der Sozialrevolutionär Kusmin, die Räumung der Villa. Da sie die Waffen nicht abliefern wollten, begannen die Kronstädter, deren im Palais nicht mehr als 120 Mann verblieben waren, in die Peter-Paul-Festung überzulaufen. Als die Regierungstruppen die Villa besetzten, fanden sie dort nur noch einige Angestellte vor ... Es blieb nun die Frage der Peter-Paul-Festung. Aus dem Wyborger Bezirk hatten sich, wie wir wissen, junge Rotgardisten zur Peter-Paul-Festung übergesetzt, um im Notfalle den Seeleuten beizustehen. »Auf den Festungsmauern«, erzählt einer von ihnen, »stehen einige Geschütze, wohl von den Matrosen für jeden Fall aufgestellt ... Es beginnt nach blutigen Ereignissen zu riechen.« Doch diplomatische Verhandlungen lösten die Frage friedlich. Im Auftrage des Zentralkomitees schlug Stalin den Versöhnlerführern vor, gemeinsam Maßnahmen zur unblutigen Liquidierung der Kronstädter Aktion zu treffen. Zusammen mit dem Menschewik Bogdanow überredeten sie ohne besondere Mühe die Matrosen, das gestrige Ultimatum

Libers anzunehmen. Als die Panzerwagen der Regierung vor der Festung erschienen, trat eine Deputation aus dem Tor mit der Erklärung, die Garnison unterwerfe sich dem Exekutivkomitee. Die von den Matrosen und Soldaten abgelieferten Waffen wurden auf Lastautos weggeschafft. Die waffenlosen Matrosen wurden zur Rückbeförderung nach Kronstadt auf Schlepper gebracht. Die Übergabe der Festung darf man als Schlussperiode der Julibewegung betrachten. Von der Front angekommene Radfahrer bezogen die von den Bolschewiki verlassene Villa Kschessinskaja und die Peter-Paul-Festung, um am Vorabend der Oktoberumwälzung ihrerseits auf die Seite der Bolschewiki überzugehen.

Konnten die Bolschewiki im Juli die Macht ergreifen?

Die von Regierung und Exekutivkomitee verbotene Demonstration trug grandiosen Charakter; am zweiten Tage nahmen an ihr nicht weniger als 500 000 Menschen teil. Suchanow, der nicht genug starke Worte zur Verurteilung »des Blutes und Schmutzes« der Julitage findet, schreibt immerhin: »Unabhängig von den politischen Folgen konnte man nicht anders als mit Entzücken diese erstaunliche Bewegung der Volksmassen betrachten. Hielt man sie auch für verhängnisvoll, musste man doch ihren gigantischen, elementaren Schwung bewundern.« Nach den Feststellungen der Untersuchungskommission hat es insgesamt 29 Tote und 114 Verwundete gegeben, die Opfer waren auf beiden Seiten etwa gleich groß.

Dass die Bewegung von unten begann, unabhängig von den Bolschewiki, in gewissem Grade gegen sie, wurde in den ersten Stunden auch von den Versöhnlern eingestanden. Aber schon in der Nacht zum 3. Juli, hauptsächlich jedoch am folgenden Tag, ändert sich die offizielle Beurteilung, Die Bewegung wird als Aufstand erklärt, die Bolschewiki als seine Organisatoren. »Unter der Parole ›Alle Macht den Sowjets‹«, schrieb der später Kerenski nahestehende Stankewitsch, »entwickelte sich in aller Form ein Aufstand der Bolschewiki gegen die damalige Sowjetmehrheit, die aus Parteien der Landesverteidigung bestand.« Die Beschuldigung, einen Aufstand angestiftet zu haben, war nicht nur ein Kniff des politischen Kampfes: Diese Menschen hatten während des Juni sich allzu gut von der Macht des Einflusses der Bolschewiki auf die Massen überzeugen können und weigerten sich jetzt einfach zu glauben, die Bewegung der Arbeiter und Soldaten könnte über die Köpfe der Bolschewiki hinweggegangen sein. Trotzki versuchte im Exekutivkomitee auseinanderzusetzen: »Man beschuldigt uns, dass wir die Stimmung der Massen erzeugen; das ist eine Unwahrheit, wir versuchen nur, sie zu formulieren.« In den nach der Oktoberumwälzung erschienenen Büchern der Gegner, insbesondere bei Suchanow, kann man die Behauptung finden, die Bolschewiki hätten angeblich nur infolge der Niederlage des Juliaufstandes ihr wahres Ziel verheimlicht und sich hinter dem Elementaren der Massenbewegung versteckt. Aber kann man einem Schatz gleich den Plan eines bewaffneten Aufstandes verbergen, der in seinen Wirbel hunderttausende Menschen hineinzieht? Waren denn die Bolschewiki vor dem Oktober nicht gezwungen, ganz offen zum Aufstand aufzurufen und sich vor aller Augen auf ihn vorzubereiten? Wenn niemand im Juli diesen Plan entdeckt hat, so deshalb, weil es ihn nicht gab. Der Einzug von

Maschinengewehrschützen und Kronstädtern in die Peter-Paul-Festung mit Zustimmung ihrer ständigen Garnison – auf diese Besetzung pochten die Versöhnler ganz besonders! – war keinesfalls ein Akt des bewaffneten Aufstandes. Das auf der kleinen Insel liegende Gebäude – eher Gefängnis als militärischer Stützpunkt – konnte noch allenfalls den Zurückweichenden als Zufluchtsort dienen, bot aber nichts den Angreifern. Zum Taurischen Palais marschierend, gingen die Demonstranten gleichgültig an den wichtigsten Regierungsgebäuden vorbei, für deren Besetzung eine Putilowabteilung der Roten Garde genügt haben würde. Die Peter-Paul-Festung besetzten sie ebenso, wie sie Straßen, Posten und Plätze besetzten. Einen Grund mehr dafür bildete die Nachbarschaft der Villa Kschessinskaja, der man, im Falle der Gefahr, von der Festung aus zu Hilfe kommen konnte.

Die Bolschewiki taten alles, um die Julibewegung in eine Demonstration auslaufen zu lassen. Aber ging sie nicht trotzdem, kraft der Logik der Dinge, über diese Grenze hinaus? Auf diese politische Frage ist schwieriger zu antworten als auf eine kriminelle Beschuldigung. Als er die Julitage gleich nach ihrem Abschluss analysierte, schrieb Lenin: »Eine gegen die Regierung gerichtete Demonstration – das wäre formell die genaueste Bezeichnung der Ereignisse. Aber darum handelt es sich eben, dass es keine übliche Demonstration ist, sondern etwas bedeutend Größeres als eine Demonstration und Geringeres als eine Revolution.« Machen sich die Massen irgendeine Idee zu eigen, dann wollen sie sie verwirklichen. Der Partei der Bolschewiki vertrauend, hatten die Arbeiter und besonders die Soldaten sich jedoch noch nicht die Überzeugung zu eigen gemacht, dass man eine Aktion nicht anders beginnen dürfe als auf Aufforderung der Partei hin und unter ihrer Leitung. Die Erfahrung vom Februar und April lehrte eher das Gegenteil. Als Lenin im Mai sagte, die Arbeiter und Bauern wären hundertmal revolutionärer als unsere Partei, verallgemeinerte er zweifellos die Februar- und Aprilerfahrung. Doch auch die Massen verallgemeinerten diese Erfahrung auf ihre Art. Sie sagten sich: Sogar die Bolschewiki ziehen in die Länge und halten zurück. Die Demonstranten waren in den Julitagen durchaus willens – hätte der Gang der Ereignisse es erfordert –, die offizielle Macht zu liquidieren. Für den Fall des Widerstandes seitens der Bourgeoisie waren sie bereit, zur Waffe zu greifen. Insofern gab es hier ein Element des bewaffneten Aufstandes. Wenn er trotzdem nicht einmal bis zur Mitte, geschweige denn bis zu Ende durchgeführt wurde, so deshalb, weil die Versöhnler das Bild verwirrten.

Im ersten Band dieser Arbeit haben wir ausführlich das Paradoxon des Februarregimes charakterisiert. Die Macht war aus den Händen des revolutionären Volkes zu den kleinbürgerlichen Demokraten, Menschewiki und Sozialrevolutionären, übergegangen. Sie hatten diese Aufgabe sich nicht gestellt gehabt. Sie hatten die Macht nicht erobert. Gegen ihren Willen

befanden sie sich an der Macht. Gegen den Willen der Massen waren sie bestrebt, die Macht an die imperialistische Bourgeoisie abzutreten. Das Volk traute den Liberalen nicht, traute jedoch den Versöhnlern, die indes sich selbst nicht trauten. Und sie hatten auf ihre Art Recht. Sogar wenn sie die Macht restlos der Bourgeoisie ausgeliefert hätten, die Demokraten hätten doch irgendeine Geltung behalten. Würden sie aber die Macht in ihre Hände genommen haben, sie hätten sich in nichts verwandeln müssen. Aus den Händen der Demokraten wäre die Macht fast automatisch in die Hände der Bolschewiki hinübergeglitten. Das Unglück war nicht zu verhüten, denn es entsprang der organischen Nichtigkeit der russischen Demokratie.

Die Julidemonstranten wollten die Macht den Sowjets übergeben. Dazu war notwendig, dass die Sowjets bereit wären, sie zu nehmen. Indes gehörte sogar in der Hauptstadt, wo die Mehrheit der Arbeiter und die aktiven Elemente der Garnison bereits mit den Bolschewiki gingen, kraft des Trägheitsgesetzes, das jeder Vertretung eigen ist, die Mehrheit im Sowjet noch den kleinbürgerlichen Parteien an, die das Attentat auf die Macht der Bourgeoisie als Attentat gegen sich selbst betrachteten. Arbeiter und Soldaten empfanden scharf den Widerspruch zwischen ihren Stimmungen und der Politik der Sowjets, das heißt zwischen ihrem heutigen und ihrem gestrigen Tag. Indem sie sich für die Macht der Sowjets erhoben, brachten sie durchaus nicht der Versöhnlermehrheit Vertrauen dar. Aber sie wussten nicht, wie mit ihr fertigzuwerden. Sie mit Gewalt zu stürzen, hätte bedeutet, die Sowjets auseinanderzujagen, anstatt ihnen die Macht zu übergeben. Ehe sie den Weg fanden zur Erneuerung der Sowjets, versuchten die Arbeiter und Soldaten, diese Sowjets mit den Mitteln der direkten Aktion ihrem Willen gefügig zu machen.

In der Proklamation der beiden Exekutivkomitees über die Julitage appellierten die Versöhnler entrüstet an die Arbeiter und Soldaten gegen die Demonstranten, die da »mit Waffengewalt versuchten, ihren Willen den von euch gewählten Vertretern aufzuzwingen«. Als wären die Demonstranten und die Wähler nicht zwei Bezeichnungen für die nämlichen Arbeiter und Soldaten! Als hätten die Wähler nicht das Recht, ihren Willen den Gewählten aufzuzwingen! Und als hätte dieser Wille in etwas anderem bestanden als der Forderung, die Pflicht zu erfüllen: im Interesse des Volkes die Macht zu ergreifen. Sich um das Taurische Palais scharend, schrien die Massen in die Ohren des Exekutivkomitees den gleichen Satz, den ein namenloser Arbeiter zusammen mit der schwieligen Faust Tschernow präsentierte: »Nimm die Macht, wenn man sie dir gibt.« Als Antwort holten die Versöhnler Kosaken. Die Herren Demokraten zogen den Bürgerkrieg gegen das Volk dem unblutigen Übergang der Macht in ihre eigenen Hände vor. Als erste schossen die Weißgardisten. Doch die politische Atmosphäre des Bürgerkrieges war geschaffen von den Menschewiki und Sozialrevolutionären.

Auf den bewaffneten Widerstand des gleichen Organs stoßend, dem sie die Macht übergeben wollten, verloren die Arbeiter und Soldaten den Sinn für das Ziel. Der gewaltigen Volksbewegung war die politische Achse herausgerissen. Der Julimarsch lief auf eine Demonstration hinaus, durchgeführt teilweise mit Mitteln des bewaffneten Aufstandes. Mit gleichem Recht kann man auch sagen, es war ein halber Aufstand im Namen eines Zieles, das keine anderen Methoden außer der einer Demonstration zuließ.

Während sie auf die Macht verzichteten, gaben die Versöhnler sie gleichzeitig auch nicht restlos an die Liberalen ab: sowohl weil sie vor ihnen Angst hatten – der kleine Bourgeois fürchtet den großen –, wie auch, weil sie um diese bangten –, ein reines Kadettenministerium wäre sofort von den Massen gestürzt worden. Mehr noch: wie Miljukow richtig bemerkt: »Im Kampfe gegen das eigenmächtige bewaffnete Auftreten sichert sich das Exekutivkomitee des Sowjets das in den Unruhetagen vom 20. bis 21. April verkündete Recht, nach eigenem Ermessen über die bewaffneten Kräfte der Petrograder Garnison zu verfügen.« Die Versöhnler fahren in alter Weise fort, sich die Macht unter ihrem eigenen Kissen wegzustehlen. Um bewaffneten Widerstand denen zu bieten, die auf ihren Plakaten die Macht der Sowjets fordern, ist der Sowjet gezwungen, tatsächlich die Macht in seinen Händen zu konzentrieren.

Das Exekutivkomitee geht noch weiter: Es verkündet in diesen Tagen formell seine Souveränität. »Würde die revolutionäre Demokratie den Übergang der gesamten Macht in die Hände des Sowjets für notwendig erachten«, lautet die Resolution vom 4. Juli, »so könnte über diese Frage nur die Vollversammlung der Exekutivkomitees beschließen.« Während es die Demonstration zugunsten der Sowjetmacht als konterrevolutionären Aufstand erklärte, konstituierte sich das Exekutivkomitee gleichzeitig als oberste Macht und entschied das Schicksal der Regierung.

Als beim Morgengrauen des 5. Juli die »treuen« Truppen das Taurische Palais betraten, meldete ihr Kommandeur, seine Abteilung unterwerfe sich voll und ganz dem Zentral-Exekutivkomitee. Kein Wort von der Regierung! Aber auch die Rebellen waren ja bereit, sich dem Exekutivkomitee als der Macht zu unterwerfen. Bei Übergabe der Peter-Paul-Festung hatte deren Garnison nur nötig, ihre Unterwerfung unter das Exekutivkomitee zu erklären. Niemand forderte Unterwerfung unter die offizielle Regierung. Auch die von der Front herbeigerufenen Truppen stellten sich restlos dem Exekutivkomitee zur Verfügung. Weshalb aber floss dann Blut?

Hätte der Kampf am Ausgang des Mittelalters stattgefunden, beide Parteien hätten einander tötend, die gleichen Bibelsprüche zitiert. Historiker-Formalisten wären später zu der Schlussfolgerung gekommen, der Kampf sei um die Textauslegung geführt worden: Die mittelalterlichen

Handwerker und die unwissenden Bauern hatten bekanntlich die seltsame Leidenschaft, sich wegen philologischer Feinheiten in der Offenbarung Johannis töten zu lassen, wie die russischen Raskolniki sich der Ausrottung preisgaben der Frage wegen, ob die Bekreuzigung mit zwei oder drei Fingern auszuführen sei. In Wirklichkeit verbarg sich im Mittelalter nicht minder als heute unter den symbolischen Formeln ein Kampf von Lebensinteressen, den man aufzudecken verstehen muss. Der gleiche evangelische Vers bedeutet für die einen Leibeigenschaft, für die anderen – Freiheit.

Doch gibt es viel frischere und näherliegende Analogien. Während der Junitage 1848 erscholl in Frankreich auf beiden Seiten der Barrikaden der gleiche Schrei: »Es lebe die Republik!« Den kleinbürgerlichen Idealisten erschienen deshalb die Junikämpfe als Missverständnis, hervorgerufen durch die Fahrlässigkeit der einen und die Heißspornigkeit der anderen. In Wirklichkeit wollten die Bourgeois eine Republik für sich, die Arbeiter – eine Republik für alle. Politische Parolen dienen häufiger dazu, Interessen zu maskieren, als dazu, sie bei Namen zu nennen.

Trotz dem ganzen Paradoxen des Februarregimes, das die Versöhnler obendrein mit marxistischen und volkstümlerischen Hieroglyphen bedeckten, sind die wirklichen Klassenbeziehungen hinreichend klar. Man darf nur die zwiespältige Natur der Versöhnlerparteien nicht aus den Augen verlieren. Die aufgeklärten Kleinbourgeois stützten sich auf die Arbeiter und Bauern, verbrüderten sich aber mit den hochbetitelten Gutsbesitzern und Zuckerfabrikanten. Bestandteil des Sowjetsystems, durch das die Forderungen der unteren Schichten den offiziellen Staat erreichten, diente das Exekutivkomitee gleichzeitig als politische Hülle für die Bourgeoisie. Die besitzenden Klassen »unterwarfen« sich dem Exekutivkomitee, insofern es die Macht in ihre Richtung verschob. Die Massen unterwarfen sich dem Exekutivkomitee, insofern sie hofften, es würde zum Herrschaftsorgan der Arbeiter und Bauern werden. Im Taurischen Palais kreuzten sich entgegengesetzte Klassentendenzen, wobei die eine wie die andere sich mit dem Namen des Exekutivkomitees deckte: die eine – aus Unaufgeklärtheit und Vertrauensseligkeit, die andere aus kalter Berechnung. Der Kampf ging indes um nichts Geringeres als darum, wer dieses Land regieren solle: Bourgeoisie oder Proletariat.

Doch wenn die Versöhnler die Macht nicht nehmen wollten und die Bourgeoisie dazu nicht die Kraft besaß, vielleicht konnten im Juli die Bolschewiki das Steuer ergreifen? Während der zwei kritischen Tage entglitt die Macht in Petrograd vollständig den Händen der Regierungsämter. Das Exekutivkomitee verspürte zum ersten Mal seine völlige Ohnmacht. Unter diesen Umständen die Macht zu ergreifen, hätte die Bolschewiki keine Mühe gekostet. Man hätte die Macht auch an einzelnen Provinzpunkten erobern können. Tat die bolschewistische Partei somit recht, auf die

Machtergreifung zu verzichten? Wäre es ihr nicht möglich gewesen, gestützt auf die Hauptstadt und einige Industriebezirke, später ihre Herrschaft über das ganze Land auszudehnen? Das ist eine wichtige Frage. Nichts hat am Ende des Krieges zum Triumph des Imperialismus und der Reaktion in Europa mehr beigetragen als die kurzen Monate der Kerenskiade, die das revolutionäre Russland zermürbten und seiner moralischen Autorität einen unermesslichen Schaden zufügten in den Augen der kämpfenden Armeen und werktätigen Massen Europas, die hoffnungsvoll von der Revolution ein neues Wort erwartet hatten. Die Geburtswehen der proletarischen Umwälzung um vier Monate verkürzt – eine enorme Frist! –, die Bolschewiki würden das Land weniger erschöpft, die Autorität der Revolution in Europa weniger untergraben vorgefunden haben. Das hätte den Sowjets nicht nur riesige Vorteile geboten bei den Verhandlungen mit Deutschland, sondern auch den größten Einfluss auf den Verlauf von Krieg und Frieden in Europa ausgeübt. Die Perspektive war zu verlockend! Und nichtsdestoweniger hatte die Parteileitung völlig Recht, den Weg des bewaffneten Aufstandes nicht zu beschreiten. Es genügt nicht, die Macht zu ergreifen. Man muss sie halten. Als im Oktober die Bolschewiki berechneten, dass ihre Stunde geschlagen hat, kam für sie die schwierigste Zeit nach der Machteroberung. Es war die höchste Kräfteanspannung der Arbeiterklasse notwendig, um den zahllosen Attacken der Feinde standzuhalten. Im Juli war die Bereitschaft zu diesem selbstlosen Kampfe sogar bei den Petrograder Arbeitern noch nicht vorhanden. In der Lage, die Macht zu ergreifen, boten sie sie dem Exekutivkomitee an. In seiner überwiegenden Mehrheit bereits zu den Bolschewiki neigend, hatte das Proletariat der Hauptstadt noch die Nabelschnur des Februar nicht zerrissen, die es mit den Versöhnlern verband. Noch herrschten nicht wenige Illusionen, als ließe sich mit Wort und Demonstration alles erreichen; als ginge es darum, Menschewiki und Sozialrevolutionäre ein wenig zu schrecken, um sie zu einer gemeinsamen Politik mit den Bolschewiki zu bewegen. Nicht einmal der fortgeschrittene Teil der Klasse gab sich Rechenschaft darüber, auf welchem Wege man zur Macht kommen könne. Lenin schrieb kurz danach: »Der tatsächliche Fehler unserer Partei in den Tagen des 3. bis 4. Juli, von den Ereignissen jetzt aufgedeckt, war nur, ... dass die Partei eine friedliche Entwicklung der politischen Umwandlungen auf dem Wege der Änderung der Politik durch die Sowjets für möglich hielt, während in Wirklichkeit die Menschewiki und Sozialrevolutionäre sich durch ihr Versöhnlertum bereits derart mit der Bourgeoisie verkoppelt und verbunden hatten und die Bourgeoisie derart konterrevolutionär geworden war, dass von keinerlei friedlicher Entwicklung mehr die Rede sein konnte.«

War das Proletariat politisch uneinheitlich und nicht entschieden genug, umso weniger die Bauernarmee. Durch ihr Verhalten während des 3. bis 4. Juli hatte die Garnison den Bolschewiki die volle Möglichkeit geschaffen, die Macht zu ergreifen. Jedoch befanden sich im Garnisonsbestand noch neutrale Teile, die bereits am Abend des 4. Juli entschieden in die Richtung der patriotischen Parteien einschwenkten. Am 5. Juli stellen sich die neutralen Regimenter aufseiten des Exekutivkomitees, und die zu den Bolschewiki neigenden Regimenter sind bestrebt, eine neutrale Färbung anzunehmen. Das hat den Behörden die Hände viel mehr gelöst als die verspätete Ankunft der Fronttruppen. Hätten die Bolschewiki am 4. Juli in der Hitze die Macht übernommen, die Petrograder Garnison hätte nicht nur selbst sie nicht behalten, sondern auch die Arbeiter gehindert, sie im Falle eines unvermeidlichen Anschlags von außen zu verteidigen.

Noch ungünstiger sah die Lage in der aktiven Armee aus. Der Kampf um Frieden und Land hatte sie, besonders seit der Junioffensive, sehr empfänglich gemacht für die Parolen der Bolschewiki. Aber der so genannte »elementare« Bolschewismus der Soldaten identifizierte sich keinesfalls in ihrem Bewusstsein mit einer bestimmten Partei, deren Zentralkomitee und deren Führern. Soldatenbriefe aus jener Zeit geben diese Verfassung der Armee sehr grell wieder. »Bedenkt, ihr Herren Minister und obersten Führer«, schreibt eine raue Soldatenhand von der Front, »wir verstehen uns auf Parteien schlecht, aber nicht fern sind Zukunft und Vergangenheit, der Zar hat euch nach Sibirien geschickt und in Gefängnisse gesteckt, wir aber werden euch auf die Bajonette setzen.« Äußerster Grad der Erbitterung gegen die Spitzen, die betrügen, vermengt sich in diesen Zeilen mit dem Eingeständnis der eigenen Ohnmacht: »Wir verstehen uns auf Parteien schlecht.« Gegen Krieg und Offizierstand rebellierte die Armee dauernd, wobei sie die Parolen des bolschewistischen Vokabulars benutzte. Aber den Aufstand zu beginnen für die Machtübergabe an die bolschewistische Partei, dafür war die Armee noch längst nicht bereit. Die zuverlässigen Teile zur Unterdrückung Petrograds hatte die Regierung aus den der Hauptstadt nächstgelegenen Truppen ausgesondert, ohne auf aktiven Widerstand der übrigen Teile zu stoßen, und sie hatte die Staffeln herangeführt ohne Widerstand der Eisenbahner. Die unzufriedene, rebellische, leicht entzündbare Armee verblieb politisch ungeformt; in ihrer Zusammensetzung gab es zu wenig festgefügte bolschewistische Kerne, fähig, den Gedanken und Handlungen der lockeren Soldatenmasse einheitliche Richtung zu geben.

Andererseits benutzten die Versöhnler, um die Front gegen Petrograd und das bäuerliche Hinterland auszuspielen, nicht ohne Erfolg jene vergifteten Waffen, die die Reaktion im März vergeblich versucht hatte, gegen die Sowjets anzuwenden. Sozialrevolutionäre und Menschewiki sagten den